



2011

JAHRESBERICHT



EVANGELISCHE LANDESKIRCHE
IN WÜRTTEMBERG

Jahresbericht 2011

- 4 **Landesbischof Frank Otfried July:** Die Mitte der Gemeinde
- 6 **Präsidentin der Landessynode Christel Hausding:** Weichenstellungen für die Zukunft
- 8 **Kirchenleitung:** Oberste Dienstbehörde der Landeskirche

[10-23] **Schwerpunktthema Gottesdienst**

Das Jahr 2012 wird in Württemberg als Jahr des Gottesdienstes gefeiert. Ist der Gottesdienst Rand- oder Kernstück der Gemeinde? Darüber, was die Mitte der Gemeinde ist, diskutieren Professorin Birgit Weyel, Frank Zeeb und Christoph Schweikle [ab Seite 10]. Wie Gottesdienst in Württemberg gefeiert wird, zeigen Beispiele: Jesustreff in Stuttgart [Seite 12], Schülerinnen- und Schülerarbeit [Seite 15], liturgische Nächte in Schwäbisch Hall [Seite 16], Gottesdienst auf der Messe [Seite 19], Fernsehgottesdienst [Seite 20], Kirchenkaffee in Leutkirch [Seite 21] und Taferinnerungsgottesdienst für Menschen mit und ohne Behinderung [Seite 22].

[24-33] **Schwerpunktthema Inklusion**

Menschen mit und ohne Behinderung können sich durch ihre unterschiedlichen Gaben und Fähigkeiten bereichern. In der Torwiesenschule in Stuttgart-Heslach lernen behinderte und nicht-behinderte Kinder gemeinsam [Seite 24]. Behinderte Menschen leben im Stadtcafé Böblingen einen ganz normalen Arbeitsalltag [Seite 26]. Beim Begegnungstag in Ravensburg kann Inklusion erlebt werden [Seite 28]. Psychisch Kranke leben in Gastfamilien [Seite 30] und geistig Behinderte spielen Fußball [Seite 32].

[34-41] **Schwerpunktthema Nachhaltigkeit**

Der Mensch hat den Auftrag, die Schöpfung zu bebauen und zu bewahren. Für die Landeskirche stehen nachhaltiges Handeln und Umweltschutz ganz oben auf der Agenda [Seite 34]. Als erste württembergische Gemeinde hat Kießlegg schon 2022 den „Grünen Gockel“ erhalten [Seite 36], Großaltdorf-Lorenzenzimmern wurde mit dem Landesnaturschutzpreis ausgezeichnet [Seite 37]. Nach der Atomkatastrophe in Japan hilft die Landeskirche ihrer Partnerkirche [Seite 38]. Ökologisch und doch billig liefert das kirchliche Energieunternehmen KSE Strom und Gas [Seite 40].

[42-43] **Schwerpunktthema Immobilien**

Rund 6.000 Gebäude gehören den Kirchengemeinden und -bezirken. Bei der sinkenden Zahl an Gemeindegliedern wird es immer schwieriger, diese Gebäude zu unterhalten.

[44-56] Bilanz in Zahlen

[57-73] Daten und Fakten

Landesbischof Frank Otfried July

Die **Mitte** der Gemeinde

„Der Gottesdienst ist die Mitte der Gemeinde“ – so hört man landauf, landab sagen. Meist geht es dann weiter mit einem „aber“. „Aber wie kann etwas die Mitte sein, was nur noch einen kleineren Teil von Gemeindegliedern erreicht?“ Oder: „Aber diese Mitte ist längst nicht mehr die Mitte der Gesellschaft. Es werden von zehn Milieus nur zweieinhalb erreicht und auch die nur gelegentlich.“

► Hier werden verschiedene Dinge unzulässig vermischt. Eine „Mitte“ wird nicht durch rein quantitative Verfahren bestimmt. Zahlen reichen nicht hin, eine „Mitte“ zu verorten. In einem Kreis ist die Mitte ja gerade nicht die Vereinigung von einer Vielzahl von Punkten, sondern die „Mitte“ ist der eine Punkt, auf den hin der ganze Kreis ausgerichtet ist, dem er seine Existenz verdankt. Darum lässt sich die Mitte einer christlichen Gemeinde, ja der ganzen christlichen Kirche gewiss nicht statistisch fassen. **Es kann ja kein anderer dieser Mittelpunkt sein als nur der eine, auferstandene Herr**, der selbst die Mitte seiner Gemeinde ist. Paulus fasst dies im Bild vom Haupt und seinen Gliedern, meint aber inhaltlich dasselbe.

Wo Christus selbst im Zentrum steht, da ist alles auf ihn zentriert. Der Gottesdienst ist die Feier der Anwesenheit Gottes mitten unter uns. Die „Mitte“ ist also geistlich zu bestimmen: Der Gottesdienst ist die Mitte der Gemeinde, weil Christus selbst in ihm zur Sprache kommt. Wo Menschen sich um ihn versammeln, da ereignet sich „Mitte“, auch wenn es nach Matthäus 18,20 nur zwei oder drei sind.

In diesen Tagen gehen wir auf die Eröffnung des Jahres des Gottesdienstes zu. Immer wieder wird – auch in der Fachliteratur – Luthers berühmte Predigt zitiert, die er bei der Einweihung der Schlosskirche in Torgau am 5. Oktober 1544 gehalten hat: „dass nichts anderes darin geschehe, als dass unser lieber

Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges Wort und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang“. Dabei fällt auf, dass das Zitat mitten im Satz beginnt: Die Worte davor nennen aber einen Punkt, der mir wichtig scheint: „Meine lieben Freunde, wir wollen jetzt dieses neue Haus einsegnen und unserem Herrn Jesus Christus weihen. Das gebührt nicht mir allein, sondern ihr sollt auch zugleich mit angreifen, auf dass nichts anderes darin geschehe ...“ In diesem Sinn ist **„Gottesdienst“ aber eine breitere Aufgabe als die eine Stunde am Sonntagmorgen**. Der Gottesdienst als gemeinsame Versammlung der Gemeinde ist eine Aufgabe der ganzen Gemeinde, auch der Gemeindeglieder, die nicht oder nur selten am Sonntag in der Kirche sind.

Das entspricht Luthers Gottesdienstverständnis. Er wusste darum, dass eine „Mitte“ immer auch bedeutet, dass es Ränder gibt, Peripherien, Flächen, die außerhalb der Mitte stehen und doch auf sie bezogen sind. Daher kann Luther vom Gottesdienst in der Welt sprechen. Die Existenz eines Christenmenschen ist nicht nur am Sonntag Gottesdienst, sondern auch im Alltag. In seiner unvergleichlichen Art formuliert er einmal: „Das müsste auch eine Kuh merken, ob die Magd, die sie milkt, gläubig ist.“ Und er wünscht sich nichts sehnlicher als „Möchte also die ganze Welt voll

Gottesdienst sein; nicht allein in der Kirche, sondern auch im Hause, in der Küche, im Keller, in der Werkstatt, auf dem Feld, bei Bürgern und Bauern ... alle miteinander dienen sie Gott“. Wo etwas im Vertrauen auf Gott und seinen Segen getan wird, da ist Gottesdienst.

Ich möchte das Wort vom Gottesdienst als Mitte der Gemeinde in diesem Sinn verstehen. Vom Gottesdienst gehen Impulse aus, die das Gemeindeleben prägen. Und umgekehrt findet das Gemeindeleben seinen Niederschlag im Gottesdienst, nicht nur in den Abkündigungen und in den Begegnungen auf dem Wege und am Tisch des Herrn. Die tägliche Gemeindegemeinschaft und der sonntägliche Gottesdienst stehen demnach in ständiger Wechselwirkung.

Ich mache das an ein paar Beispielen deutlich. Längst hat man entdeckt, dass der Konfirmandenunterricht am Mittwoch und der Gottesdienst am Sonntag sich befruchten, wenn





sie aufeinander bezogen sind. Der Möglichkeiten gibt es viele. Mancherorts wird der Predigttext vom Sonntag am Mittwoch besprochen. So können die Jugendlichen die Predigt leichter verstehen. Gute Erfahrungen bestehen damit, wenn die Jugendlichen die Lieder schon einmal

Mutter-Kind-Gruppe zum Beispiel hat eine natürliche Nähe zum Krabbelgottesdienst und zum Kindergottesdienst. Tauferinnerung könnte für die jungen Mütter und ihre Kinder ein Thema sein, das sie immer wieder in die Gesamtgemeinde einbringen können. Manche Gemeindekonzeptionen sehen vor, dass jede

Gemeindeguppe einmal im Jahr einen Gottesdienst (mit-)gestaltet.

Mit diesen Überlegungen sind wir schon bei der Frage, wie eine Vision für Gottesdienste aus-

die ganze Gemeinde auf die eine oder andere Weise Verantwortung für den Gottesdienst übernimmt, hilft der Sonntagsgottesdienst dazu, den Gottesdienst im Alltag zu gestalten. So wirkt der Gottesdienst über die Kirche im engeren Sinn hinaus und gestaltet die Gesellschaft. **Er ist Mitte im Sinne eines Kraftzentrums.**

Und weil er dies ist und weil er ausstrahlt, deshalb hat er auch das Potenzial, für neue Menschen attraktiv zu sein. Die Kraft, die von ihm ausgeht, erschließt sich neue Milieus, weil der Gottesdienst seinem Wesen nach milieuübergreifend ist. Er bildet damit eine christologische Grundfigur nach. In Jesus von Nazareth wird Gott Mensch und inkarniert sich in ein bestimmtes Milieu hinein. Er verharrt aber nicht in diesem Milieu, sondern das, was er ist und wie er es verkündigt, überschreitet die Schranken. Es greift über Milieugrenzen hinaus, überwindet soziale Klüfte, Bildungsbarrieren und Geschlechterdifferenzen. Das wünsche ich mir für einen Gottesdienst, der Mitte der Gemeinde ist – freilich in dem Wissen, dass wir mit unseren Bemühungen das nicht leisten können, sondern es ist der Herr selbst, der unserem Wollen das Vollbringen schenkt durch den Heiligen Geist.

Mit herzlichen Grüßen, Ihr

Landesbischof Dr. h. c. Frank Otfried July

Die tägliche Gemeindegarbeit und der sonntägliche Gottesdienst stehen in ständiger Wechselwirkung.

Landesbischof Dr. h. c. Frank Otfried July



ansingen (oder gar mit aussuchen?) können. Und immer wieder entsteht am Mittwoch etwas, was am Sonntag vorkommen kann: ein Anspiel, eine Idee zur besonderen Gestaltung usw. Auch andere Arbeitsfelder in der Gemeinde stehen in Wechselbeziehung zum Gottesdienst: Die

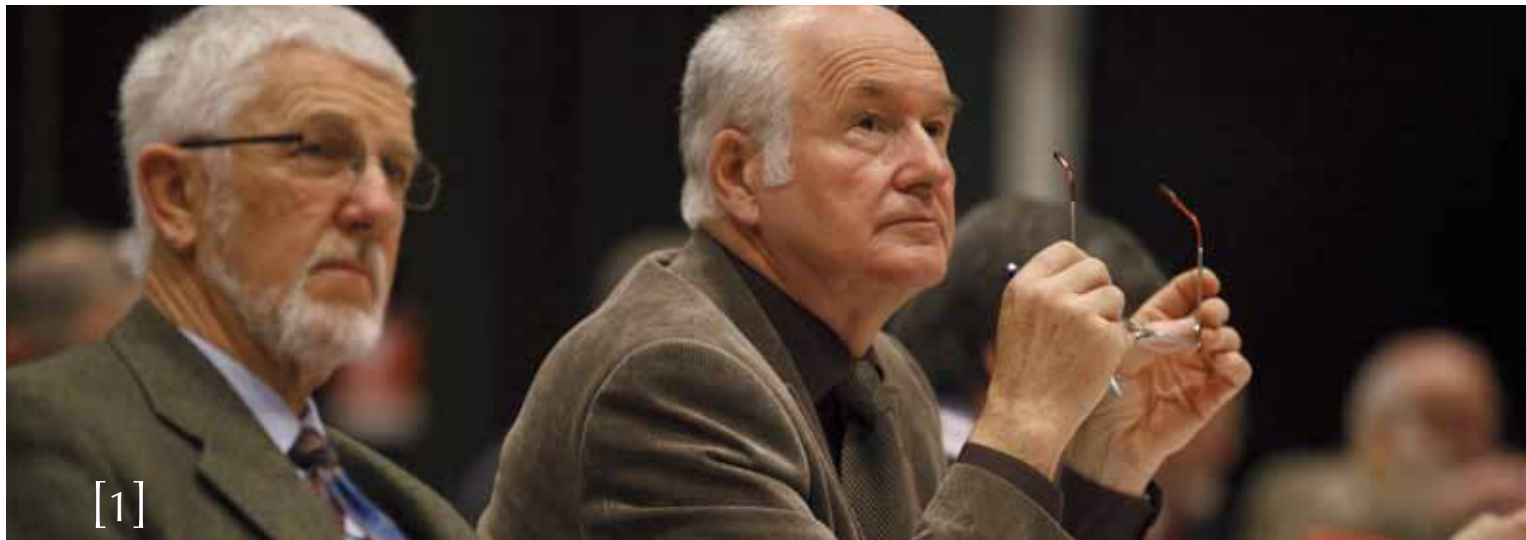
sehen kann, die noch stärker als „Mitte der Gemeinde“ wahrgenommen werden. Im Jahr des Gottesdienstes 2012 kann vielleicht schon die eine oder andere kleine Vision in manchen Gemeinden Wirklichkeit werden. Deshalb werbe ich für die aktive Teilnahme und bitte Sie, Ihre Überlegungen und Vorstellungen einzubringen.

Die Worte Luthers „Meine lieben Freunde ... ihr sollt auch mit anpacken“ machen deutlich, dass beim Gottesdienst – ob in vertrauten oder neuen Formen – alle zusammenwirken sollen. Jeder und jede hat seine Gaben von unserem Schöpfergott mitbekommen und bringt sie ein, zum Lobe Gottes und zum Wachstum der Gemeinde. Solche Gottesdienste sind dann räumlich nicht auf die Kirchenmauern beschränkt und zeitlich nicht auf die Stunde zwischen Glockengeläut und Orgelnachspiel, sondern sie wirken weiter. Weil

Ich glaub schon.

Landesbischof Frank Otfried July stellte am 28. Oktober die Kampagne „Ich glaub schon.“ der württembergischen Landeskirche vor. Unter diesem Motto werden in der Zeit bis zum Reformationsjubiläum 2017 verschiedenste Aktionen und Angebote stehen. Die Kampagne will Menschen ansprechen, die auf der Suche nach der Gewissheit des Glaubens sind, und auf die Angebote der Landeskirche hinweisen. „Ich glaub schon.“ ist ein Satz des Vertrauens, der Hoffnung, der Nächstenliebe“, so der Landesbischof.

Weitere Informationen: www.ich-glaub-schon.de



[1]

Aus der Landessynode

Weichenstellungen für die Zukunft

Zu den wiederkehrenden Aufgaben der Landessynode wie die jährliche Verabschiedung des Haushaltsplans der Landeskirche und die Beratung der Mittelfristigen Finanzplanung kamen seit dem vergangenen Jahr zunehmend grundsätzliche Überlegungen zur Zukunft der Kirche. Eine gemeinsame AG Zukunft aus Mitgliedern von Oberkirchenrat und Synode hatte unter dem Eindruck der Wirtschaftskrise ein Sparpaket geschnürt, das im vergangenen Herbst verabschiedet wurde. Seine Umsetzung wird allerdings bis ins Jahr 2019 reichen.

► In drei Bischofsberichten vor der Synode hatte Landesbischof Frank Otfried July im letzten Jahr ein Bild von Kirche entworfen, das im Plenum und in den Ausschüssen lebhaft diskutiert wurde. Die Synode äußerte sich dankbar für diesen umfassenden Überblick über unsere Landeskirche mit ihren Diensten und Arbeitsfeldern. Indessen ergeben sich aus einer Erfassung und Würdigung des Bestehenden noch nicht unmittelbar Strategien

für die Zukunft. Eine **umfassende Strategie**, mit der wir als Kirche auf die sich klar abzeichnenden Veränderungen, den Rückgang der Mitgliederzahl und damit auch der finanziellen Ressourcen sowie der Zahl der hauptamtlichen Mitarbeitenden, eingehen bzw. ihnen entgegenwirken wollen, steht bisher noch aus. Diese Strategie soll auf jeden Fall noch in dieser Legislaturperiode entwickelt und ihre Umsetzung auf den Weg gebracht werden.

Eine wichtige Weichenstellung wird im Herbst mit den Entscheidungen zum PfarrPlan 2018 eingeleitet, wenn die Synode über die Entwicklung des Pfarrdienstes in den nächsten Jahren und die Verteilung von Gemeindepfarrstellen und Sonderpfarrstellen berät.

Bei all diesen Überlegungen wird deutlich, dass die Möglichkeiten, kirchliche Dienste anzubieten, unmittelbar von der **Mitgliederentwicklung** abhängig sind. Es ist demnach die wesentliche Aufgabe, alles zu tun, um die Bindung der Mitglieder an die Kirche zu pflegen und neue Mitglieder zu gewinnen. Dies entspricht genau dem geistlichen Auftrag, den Gott seiner Kirche gegeben hat: das Evangelium in Wort und Tat zu den Menschen zu bringen. Das beinhaltet die Einladung zum Glauben, Lebensbegleitung, Orientierung aus dem biblischen Wort, Hilfe und Beistand für die Bedürftigen.

Es ist die wesentliche Aufgabe, alles zu tun, um die Bindung der Mitglieder an die Kirche zu pflegen und neue Mitglieder zu gewinnen.



Dr. Christel Hausding,
Präsidentin der Landessynode



Dreimal im Jahr tritt die Landessynode zu ihren Beratungen zusammen. Die Synodalen Werner Piochoner und Walter Stern [1], Gudrun Theurer und Heidi Essig-Hinz [2]. Bei der Schwerpunkttagung vom 30. Juni bis 2. Juli beschäftigten sich die Synodalen in Heidenheim intensiv mit der kirchenmusikalischen Vielfalt in der Landeskirche. Die Tagung bot auch musikalische Höhepunkte: Der Gospelchor OFF BEAT aus Tübingen [3]. Zum Auftakt sang Nathalie Rohrer, zweite Preisträgerin des Pop-/Jazz-Kompositionswettbewerbs „Move and Chant“ der Hochschule für Kirchenmusik in Tübingen. [4]

Im Blick auf die Zukunft der Kirche beschränkt sich die Arbeit der Synode als Legislative keineswegs auf Strukturfragen, sondern wir bemühen uns auch darum, die Gestaltung des kirchlichen Lebens zu fördern und weiterzuentwickeln. Das Jahr 2012 soll nach einem Beschluss der Synode als **Jahr des Gottesdienstes** begangen werden. Die Auftaktveranstaltung findet am 1. Advent im Ulmer Münster statt. Gemeinden, haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitende sind eingeladen, sich in diesem Jahr besonders um eine ansprechende Gestaltung des Gottesdienstes zu bemühen. Eine landeskirchliche Projektstelle unterstützt diese Initiative mit Ideen, Werbung und der Vernetzung von Angeboten und anregenden Beispielen.

Bei der Sommersynode in Heidenheim mit dem **Schwerpunkt „Musik und Kirche“** bekannte sich die Synode zu einer kirchenmusikalischen Vielfalt und nahm sich eine besondere Förderung der Populärmusik vor. Mit verschiedenen Musikstilen werden unterschiedliche Milieus erreicht. Chor- und Posaunenarbeit können die Generationen verbinden.

Ein weiterer wichtiger Bereich, der in Zukunft für die ständig neuen Anforderungen fit gemacht werden muss, ist der Bereich Medien und Kommunikation. Ein nächster Meilenstein auf dem Weg in die Zukunft soll das Schwerpunktthema im Sommer 2012 in Balingen werden: „Evangelisch in Württemberg“.

Dr. Christel Hausding

Die Landessynode

Die Landessynode ist die gesetzgebende Versammlung der Kirchenleitung. Die Hauptaufgaben der Synode sind die kirchliche Gesetzgebung und der Beschluss über den landeskirchlichen Haushalt und die Kirchensteuer.

Die württembergische Landeskirche ist die einzige Gliedkirche der Evangelischen Kirche in Deutschland, in der die Mitglieder der Landessynode per Urwahl direkt von den Gemeindegliedern gewählt werden. Die Legislaturperiode der Landessynode beträgt sechs Jahre.



Die Landessynode trifft in der Regel dreimal pro Jahr zu Sitzungen zusammen.

Frühjahrstagung 2012: 8. bis 10. März, Haus Schönblick bei Schwäbisch Gemünd

Sommertagung 2012: 5. bis 7. Juli, Balingen

Herbsttagung 2012: 27. bis 29. November, Haus Schönblick bei Schwäbisch Gemünd

Die Kirchenleitung in der Stuttgarter Gänsheidestraße

Oberste Dienstbehörde der Landeskirche

Der Oberkirchenrat führt die landeskirchliche Verwaltung. Die Kirchenverfassung bestimmt ihn als ein Kollegium, dem der Landesbischof vorsteht.

Der von der Landessynode beschlossene Haushaltsplan wird von ihm ausgeführt. Er kann Verordnungen erlassen und Ausführungsbestimmungen zu kirchlichem Recht beschließen.

Mehr Service in der Landeskirche durch das Dienstleistungsportal: www.service.elk-wue.de



► Vom Oberkirchenrat wird von den Kirchengemeinden, -bezirken und kirchlichen Einrichtungen theologische und rechtliche Beratung erwartet. Die Dienstaufsicht über die Verwaltung der Bezirke und Gemeinden sowie über landeskirchliche Werke und Einrichtungen liegt beim Oberkirchenrat ebenso wie die über die Mitarbeitenden der Landeskirche.

Jeden Dienstag tagt auf der Stuttgarter Gänsheid das **Kollegium des Oberkirchenrats** unter dem Vorstand von Landesbischof Frank Otfried July. Zu diesem Kollegium gehören als stimmberechtigte Mitglieder alle Dezerntinnen und Dezernten sowie die vier Prälatinnen und Prälaten.

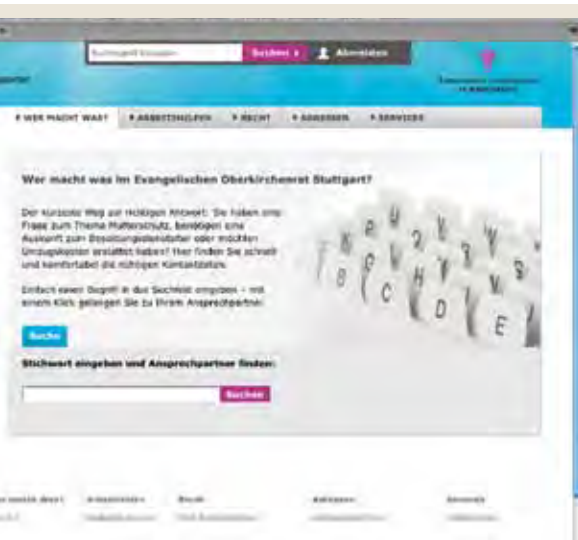
Die oberste Dienstbehörde gliedert sich in **sieben Dezernate**. Ulrich Heckel steht dem Dezernat „Theologie, Gemeinde und weltweite Kirche“ vor. Die Aufgaben des Dezernats sind breit gefächert: Theologie, Kirche und Gesellschaft, Mission, Ökumene, Kirchlicher Entwicklungsdienst, Publizistik und Gemeinde sind dort angesiedelt, aber auch die Kirchenmusik. Das Dezernat „Kirche und Bildung“ kümmert sich um alle Fragen kirchlicher Bildung. Religionsunterricht, Schule und Bildung, aber auch Werke und Dienste sowie das Diakonat gehören zum Verantwortungsbereich von Werner Baur. Die Organisation und Planung des Pfarrdienstes ist die Aufgabe des Dezernats „Theologische

Ausbildung und Pfarrdienst“. Darüber hinaus ist die Aus-, Fort- und Weiterbildung für den Pfarrdienst wichtiges Thema im Dezernat von Wolfgang Traub.

Margit Rupp ist die Dezernatsleiterin für „Allgemeines Recht“. Sie ist auch für die interne Verwaltung des Oberkirchenrats, für das Archiv und die Bibliothek verantwortlich. Außerdem ist bei ihr die Geschäftsstelle des Kollegiums angesiedelt. „Dienst- und Arbeitsrecht“ sind die Aufgabenfelder von Erwin Hartmann. In seinem Dezernat ist auch die Zentrale Gehaltsabrechnungsstelle angesiedelt. Martin Kastrup ist für die Finanzen und den Haushalt der Landeskirche verantwortlich.



[Einen anderen Grund kann niemand legen als den, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.]

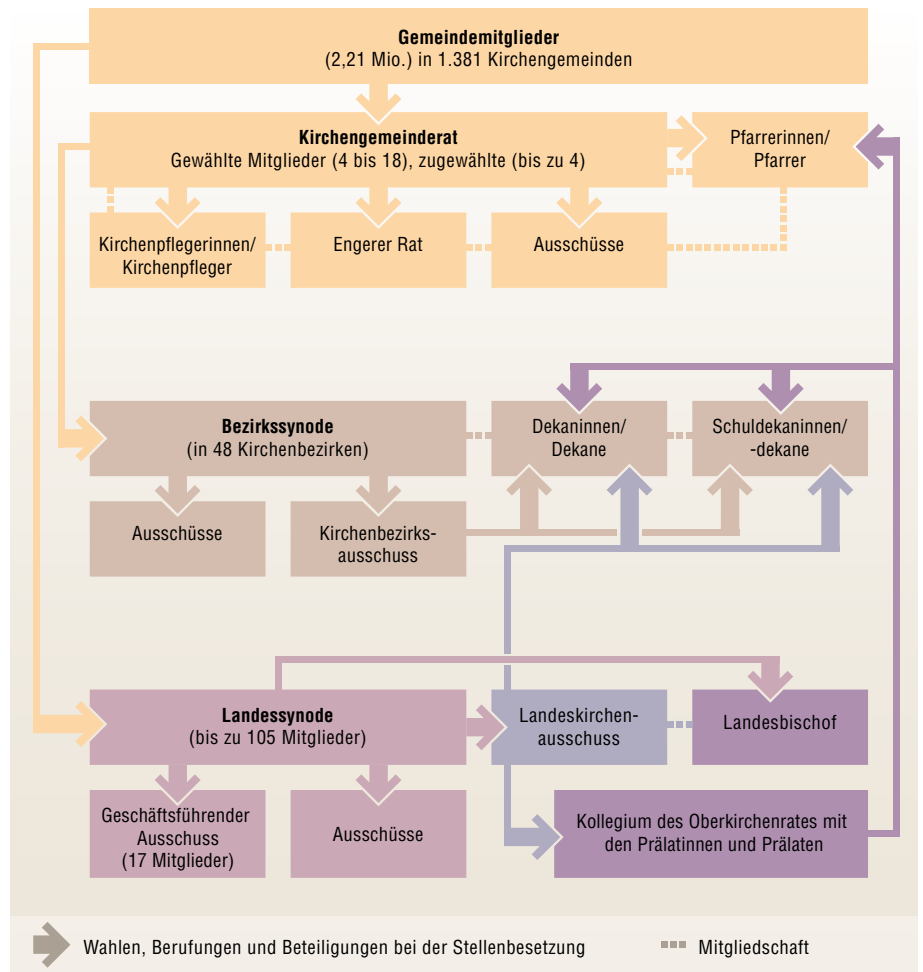


Als Leiter des Dezernats „Finanzmanagement und Informationstechnologie“ gehören aber auch Fundraising und die IT-Technik zu seinen Aufgaben.

Das Dezernat „Bauwesen, Gemeindeaufsicht, Immobilienwirtschaft“ leitet Hans-Peter Duncker. Zu den Aufgaben des Dezernats gehören die Bau- und Gemeindeaufsicht, die Bauberatung sowie die Immobilienwirtschaft und Pfarrgutsverwaltung. Oberkirchenrat Dieter Kaufmann ist Vorstandsvorsitzender des Diakonischen Werkes Württemberg mit rund 1.500 Einrichtungen.

Weitere Informationen: www.service.elk-wue.de

Das Kollegium des Evangelischen Oberkirchenrats: (von links) Erwin Hartmann, Dezernat „Dienst- und Arbeitsrecht“ | Dieter Kaufmann, Diakonisches Werk Württemberg | Werner Baur, Dezernat „Kirche und Bildung“ | Hans-Dieter Wille, Prälat von Heilbronn | Dr. Martin Kastrup, Dezernat „Finanzmanagement und Informationstechnologie“ | Hans-Peter Duncker, Dezernat „Bauwesen, Gemeindeaufsicht, Immobilienwirtschaft“ | Margit Rupp, Dezernat „Allgemeines Recht“ | Prof. Dr. Christian Rose, Prälat von Reutlingen | Landesbischof Dr. h. c. Frank Otfried July | Prof. Dr. Ulrich Heckel, Dezernat „Theologie, Gemeinde und weltweite Kirche“ | Gabriele Wulz, Prälatin von Ulm | Wolfgang Traub, Dezernat „Theologische Ausbildung und Pfarrdienst“ | Ulrich Mack, Prälat von Stuttgart



Aufbau der Landeskirche

Entscheidungen in der württembergischen Landeskirche werden auf drei Ebenen getroffen. Die Kirchengemeinden, die Kirchenbezirke und die Landeskirche haben ihren eigenen Verantwortungsbereich. Mit den Kirchengemeinderäten, den Bezirkssynoden und der Landessynode haben alle drei Ebenen gewählte Gremien. Bei der Kirchenwahl am 11. November 2007 wurden die Kirchengemeinderäte und die Landessynode in direkter Urwahl von den wahlberechtigten Kirchenmitgliedern gewählt.

Dem Landesbischof, der mit Zwei-Drittel-Mehrheit der Landessynode gewählt wird, kommt die oberste Leitung der Landeskirche zu. Er vertritt die Landeskirche nach außen und leitet das Kollegium des Oberkirchenrats. Zu diesem Kollegium gehören derzeit sieben Oberkirchenrätinnen und Oberkirchenräte, vier Prälatinnen und Prälaten sowie der Vorstandsvorsitzende des Diakonischen Werks Württemberg. Der Oberkirchenrat führt die kirchliche Verwaltung.

Die Besetzung der höheren Ämter in der württembergischen Landeskirche, wie etwa Prälaten und Oberkirchenräte, erfolgt durch den Landeskirchenausschuss. Seiner Zustimmung bedarf auch die Besetzung der Dekan- und Schuldekan-Stellen. Pfarrerrinnen und Pfarrer, die gemeinsam mit dem Kirchengemeinderat die Kirchengemeinden leiten, werden vom Oberkirchenrat und dem Kirchengemeinderat zusammen gewählt.



Die Mitte der Gemeinde

Gottesdienst als **Rand-** oder **Kernstück**

Das Jahr 2012 wird in der württembergischen Landeskirche als Jahr des Gottesdienstes gefeiert. Ist das der verzweifelte Versuch, ein Auslaufmodell zu erhalten? Oder ist und bleibt der Gottesdienst die Mitte der Gemeinde? Was muss die Kirche des 21. Jahrhunderts tun, um die unterschiedlichen Milieus der modernen Gesellschaft zu erreichen? Und wie ist es in Württemberg mit der Qualität der Gottesdienste bestellt? Den Fragen von Peter Steinle (Pressepfarrer der Prälatur Reutlingen) haben sich Prof. Dr. Birgit Weyel (Professorin für Praktische Theologie an der Universität Tübingen), Kirchenrat Dr. Frank Zeeb (Referat Theologie im Evangelischen Oberkirchenrat, Stuttgart) und Pfarrer Christoph Schweikle (Beauftragter für das Jahr des Gottesdienstes) gestellt.

Steinle: Gottesdienst als Mitte der Gemeinde. Ist er das wirklich? Welche Aspekte sind dabei wichtig?

Weyel: Wir können Veranstaltungen in der Gemeinde nicht gegeneinander ausspielen. Der Gottesdienst hat aber ein Merkmal, welches die anderen Veranstaltungen so nicht haben. Der Gottesdienst ist nämlich eine öffentliche Veranstaltung, in der es um die Verkündigung des Evangeliums geht – und zwar öffentlich in alle Welt. Und diese Öffentlichkeit ist nicht einfach eine Zuschreibung, sondern die muss hergestellt werden durch die Gestaltung des Gottesdienstes.

Zeeb: Ich bestimme die Mitte der Gemeinde theologisch. Diese Mitte muss irgendetwas sein, auf das hin alles bezogen ist. Und das ist der Gottesdienst, in dem das Evangelium von Jesus Christus verkündigt

wird. Von diesem ausgehend wird alles andere bestimmt. Und wo es eine Mitte gibt, muss es auch eine Peripherie geben. Das sind die anderen Veranstaltungen in der Gemeinde. Die müssen aber trotzdem auf die Mitte bezogen bleiben, auf die eine oder andere Weise. Es ist Aufgabe der Gemeinden zuzusehen, dass diese Beziehungen nicht aus dem Gesichtsfeld geraten.

Schweikle: Es gibt ja Signale, die das sehr deutlich machen. Zum einen läuten unsere Kirchenglocken, und zwar nicht nur für die Mitglieder der Kirche, sondern in kommunaler Weite. Sie laden zum Gottesdienst ein, und das Vaterunserläuten zum Mitbeten. Außerdem haben die Sakramente ihren Ort im Gottesdienst und nicht in einer zielgruppenorientierten Form im Gemeindehaus.

Steinle: Die Evangeliumsverkündigung haben Sie als zentrales Element des evangelischen Gottesdienstes genannt. Was ist denn für die Gemeinde wichtig, um einen Gottesdienst als ihre Mitte erleben zu können?

Zeeb: Theologisch gesehen ist die Einheit der Kirche in Wort und Sakrament konstituiert. Nun aber sind die Gemeinden unterschiedlich, das heißt, eine Stadtgemeinde braucht etwas anderes, um sich wohlzufühlen, als eine Gemeinde im ländlichen Raum. Aber das sind dann – wie man sagt – *Adiaphora*, das sind die menschlichen Zeremonien, die die Einheit der Kirchen nicht konstituieren. Wenn es menschliche Dinge sind, dann sind es auch die Dinge, wo man ein bisschen dran basteln kann. Umgekehrt: Was Gott wirkt, kann ich nicht basteln, das muss ich mir schenken lassen.

Steinle: Was kann man daran basteln?

Zeeb: Wir haben eine Liturgie, eine Agende, die ist landeskirchlich weitgehend einheitlich, lässt aber Spielräume. Eine jugendliche Gemeinde oder eine Gemeinde, die auf Lobpreis aus ist, hat ja die Möglichkeit, drei, vier Lobpreislieder zu singen in einem Block. Oft wird gesagt, so etwas würde nur in einer Freikirche gehen, bei uns nicht. Blick in die Agende: Geht. Unsere württembergische Gottesdienstordnung hat ein hohes Maß an Flexibilität. Man kann sich eine Liturgie überlegen und aus der landeskirchlichen Agende zusammenstellen, dass es für die Gemeinde passt.

Weyel: Sie haben auch theologisch den entscheidenden Punkt benannt. Es geht wesentlich um den Inhalt dessen, was im Gottesdienst kommuniziert wird. Doch es gibt keine Inhalte ohne Formen. Bestimmte Formen begünstigen, dass die Menschen tatsächlich als Gemeinde mitfeiern können, und es gibt eben Formen, die schließen das aus. Wir haben den Inhalt nie in Reinform, wir müssen immer Formen finden. Die Unverfügbarkeit des Glaubens ist das eine, das andere ist, dass die



Pfarrer Christoph Schweikle (Beauftragter für das Jahr des Gottesdienstes)

Kommunikation der Menschen mit Gott – und vor allem – Gottes mit den Menschen eine Gestaltungsaufgabe ist.

Steinle: Was für Formen begünstigen ein Mitfeiern der Gemeinde und welche schließen es aus? Können Sie ein paar Beispiele nennen?

Weyel: Begünstigend ist eine starke rituelle Gestaltung, d. h., dass der Gottesdienst als Veranstaltung wiedererkennbar ist, auch für diejenigen, die sich nicht gut auskennen. Wenn Sonntag für Sonntag alles neu ist, wird es eher schwierig.

Schweikle: Der Gottesdienst schwingt zwischen die Pole Verlässlichkeit und Lebendigkeit. Verlässlichkeit, dass Menschen erkennen, dies ist ein Gottesdienst und nicht irgendeine Erwachsenenbildungsveranstaltung oder so etwas. Und der andere Pol ist die Lebendigkeit, der klar macht, das passiert hier und heute an diesem konkreten Ort, in dieser konkreten Situation.

Steinle: Gottesdienst als Zentrum der Gemeinde bedeutet in der Volkskirche, dass an einem durchschnittlichen Zählsonntag zwischen drei und fünf Prozent der Gemeindeglieder erscheinen. Wie sehen Sie das Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie?

Zeeb: Naja, da wird manches manchmal überbetont, so nach dem Motto: „Wenn man nur das und das tut, dann wird schon ...“ Zum Beispiel, wenn der Gottesdienst um 10.00 Uhr beginnt, statt um 9.30 Uhr, dann würden mehr Menschen kommen. Alle Erfahrung zeigt, dass das nicht stimmt. Will sagen: Ich muss mir sehr genau überlegen: Was habe ich für eine Gemeinde vor mir? Und ich muss auch genau überlegen: Sind das jetzt wirklich die Gemeindeglieder in ihrer Ganzheit oder wenigstens im repräsentativen Querschnitt, oder sind das einzelne Pressure-Groups, die verschiedene Interessen haben und eben die Meinungsführerschaft haben?



Prof. Birgit Weyel (Professorin für Praktische Theologie an der Universität Tübingen)

10 Jahre Jesustreff in Stuttgart

Mit Popmusik und Pizza: Junge Menschen feiern Gottesdienst

Beim Jesustreff in Stuttgart ist der Name Programm: Jeden Sonntagabend treffen sich rund 400 junge Erwachsene in der evangelischen Martinskirche am Pragfriedhof, um dort Jesus zu treffen und den Glauben zu feiern.



► Vor etwas mehr als zehn Jahren hat das Jesustreff-Team abseits von Liturgie und Orgelklängen einen **ganz eigenen Weg gefunden**, Gottesdienst zu feiern. Mit Rock- und Popmusik in einer Kirche ohne Kirchenbänke, einer kühlen Cola in der Hand und Predigern, die nicht immer ein Theologiestudium vorweisen können. Warum ist einfach erklärt: Der „normale“ Gottesdienst am Sonntagmorgen spricht eine andere Zielgruppe an. Den jungen Stuttgartern fehlt die passende Form, sich auszudrücken und ihren Glauben leben zu können. Jesustreff-Gründer Tobi Wörner hat das Problem erkannt: „Orgelmusik und eine schwer verständliche Predigt treffen nicht immer

den Geschmack der jungen Leute.“ Die Lösung ist so einfach wie naheliegend: „Die jungen Leute sind ja an Glaubensfragen interessiert. Und findet man die passende Form, dann sind sie da.“

Weil der Jesustreff eine **Laienbewegung** ist, zählt jeder, der aktiv mitarbeitet und mitgestaltet. Aktuell tun das 170 Jesustreffler, von denen 130 den Jesustreff als ihre Gemeinde sehen und aktiv mitentscheiden. Dabei sind alle voll eingespannt, wenn es um die Vorbereitung des Gottesdienstes am Sonntagabend geht: Ein Predigtteam entwickelt im Vorfeld eine Predigtreihe. Im Vordergrund steht nicht die Liturgie, sondern eine Botschaft, die lebensnah und am Puls der Gemeinde

sein soll. Das Musikteam sucht die passenden Songs aus und probt für den Gottesdienst. Das Technikteam sorgt für das richtige Licht und den guten Ton, und das Küchenteam kauft ein und kocht. Denn nach jedem Gottesdienst gibt es ein leckeres Essen für wenig Geld. Es gibt sogar ein Begrüßungsteam, das jeden einzelnen Gottesdienstbesucher am Eingang persönlich mit einem Händeschütteln begrüßt. Damit das bei so vielen fleißigen Helfern auch alles funktioniert und nicht im Chaos endet, gibt es noch die Gottesdienstleitung, die für die Koordination aller Beteiligten zuständig ist. Die kümmert sich auch um die Moderation, die den Besucher durch



Frank Zeeb (Referat Theologie im Evangelischen Oberkirchenrat, Stuttgart)

Fortsetzung von Seite 11

Meine Vision ist die, dass eine Gemeinde aufeinander achtet – dass ich zum Gottesdienst komme, sehe, da ist ein Schlagzeug aufgebaut, und denke: „Ach, jetzt gibt es wieder englische Lieder und recht laut. Aber wenn es dann die Gruppe Y freut, ist es für mich in Ordnung und nächste Woche ist es umgekehrt, da ist dann was für mich dabei und da sitzen die Yloner auch da und freuen sich, dass es mir gefällt.“ Ich weiß, dass das eine Vision ist. Aber ich glaube, von der Vision muss man ausgehen, sonst haben wir bald den Leib Christi zersplittert. Dann haben wir zehn Milieu-Gottesdienste, aber eben die Einheit zerstört.

Schweikle: Gottesdienst kann einen Beitrag zum Gemeindeaufbau leisten. Einer der wesentlichen Impulse für Menschen, die eine Glaubensveränderung im Erwachsenenalter verzeichnet haben, ist der Gottesdienst. Doch es ist nicht immer die Gestaltung der



Keine Show, sondern die gemeinsame Feier des Gottesdiensts ist für den Jesustreff Programm. Findet man die passende Form, dann kommen die Menschen auch zum Gottesdienst.

den Gottesdienst führt. Ungefähr die Hälfte aller Prediger sind Laien, wie Studenten, Musiker oder Erzieher.

Eine aktive Miteinbeziehung in den Gottesdienst erfahren auch die Besucher. Tobi Wörner ist es wichtig, dass „gemeinsam Gottesdienst gefeiert wird“. So gibt es während des Gottesdienstes öfter mal interaktive Phasen wie ein Dank-, Fürbittengebet oder ein offenes Mikrofon. Trotz Struktur gibt es kein festes Raster, keinen bis ins Kleinste geplanten Ablauf des Gottesdienstes. Das macht das Ganze dynamisch – und auch so beliebt. Trotz aller Eigenständigkeit stimmt sich der Jesustreff regelmäßig mit der evangelischen

Kirchengemeinde Stuttgart Nord ab, zum Beispiel wenn es um die Nutzung der Gebäude geht. Das Nebeneinander von bestehender Ortsgemeinde und neuer Gemeindeform funktioniert gut.

Und noch etwas macht den Jesustreff zu etwas Besonderem: Hier werden nicht nur Glaubensfragen, sondern auch Alltagsorgen und -freuden miteinander geteilt. Deshalb sitzt die Jesustreff-Gemeinde nach Popsongs und Predigt bei selbst gebackener Pizza oder Spaghetti bolognese noch lange zusammen und lässt den Sonntagabend ausklingen. Für Tobi Wörner und seine Jesustreffler bedeutet Gottesdienst, Jesus zu treffen. Im Gebet und

Gesang, aber auch in Freunden und in der Jesustreff-Gemeinde. Für alle, die mehr wollen als nur den Gottesdienst am Sonntag, gibt es unter der Woche dann noch den Jesuskreis. Weil es einerseits sehr gesellig zugeht, es andererseits aber auch oft das Bedürfnis gibt, in kleinen Gruppen beten und reden zu wollen, sind die Jesuskreise im Wechsel organisiert: Einmal im Monat treffen sich am Donnerstagabend alle gemeinsam in der Martinskirche unter dem Thema „Gesang und Gebet“, in den anderen Wochen in den Hauskreisen, den „Rudeln“, zum Austausch, Bibelstudium und Gebet.

Mareike Burkhardt

Gottesdienstverantwortlichen, die einen Gottesdienst in seiner Atmosphäre ausmacht, sondern eben auch das, wie alle dort Versammelten sich öffnen, Menschen helfen, die nicht vertraut sind mit der Liturgie und nicht wissen, wo das Gesangbuch liegt. Solche Formen der Gastfreundschaft tragen auch dazu bei, wie ein Gottesdienst erlebt wird.

Zeeb: Ich glaube auch, dass es einen engen Zusammenhang zwischen Gemeindeleben und Gottesdienstbesuch gibt. Das heißt, wenn das Gemeindeleben aktiv ist, dann ist der Gottesdienstbesuch signifikant höher als in Gemeinden, die eher verinselt sind. Insoweit kann man sicher sagen, dass Gottesdienst und Gemeindeaufbau etwas miteinander zu tun haben. Es ist eine Wechselwirkung, die sich gegenseitig bedingt und steigert.

Steinle: Der Gottesdienst wird 2012 in besonderer Weise in den Mittelpunkt vieler Bemühungen gestellt, wenn die Landeskirche ihr Jahr des Gottesdienstes begeht. Was sind die Ziele?

Schweikle: Ganz vorne steht das Ziel, die Freude am Gottesdienst zu befördern. Denen mit der Sorge, dass es vielleicht zu Ende geht mit diesem Gottesdienst, wollen wir das Signal setzen: Nein! Gottesdienst ist unser Kerngeschäft.

Steinle: Sie haben die Projektstelle, aber Sie werden sich dies nicht alleine aufladen können. Wer ist zuständig, die Freudigkeit zu befördern, und wie kann das dann gelingen?

Schweikle: Physisch wird die Flamme der Begeisterung ins Jahr des Gottesdienstes in Form einer Kerze in die Gemeinden kommen, die am 1. Advent auf jedem Altar steht. Ansonsten bin ich ja nicht allein. Wir haben sehr viele Akteure auf dem gottesdienstlichen Feld. In jeder Gemeinde gibt es eine solide Infrastruktur für das gottesdienstliche Leben der Gemeinde und darüber hinaus viele Einrichtungen und Werke auf Bezirks- und Landeskirkenebene.

Fortsetzung von Seite 13

Ein Gottesdienst für alle?

Steinle: Wie können wir mit der Spannung umgehen zwischen den immer stärker ausdifferenzierten Milieu-Ansprüchen und unserem kirchlichen Anspruch, dass der Sonntagvormittag-Gottesdienst Zentrum der ganzen Gemeinde sein soll? Also konkret: Können wir wirklich mit einem Gottesdienst alle Milieus erreichen?

Zeeb: Na ja, das ist die Spannung zwischen Reich Gottes und unerlöster Welt. Die Beobachtung, dass nicht alle Menschen gleich sind und gleiche Bedürfnisse haben, ist ja nicht neu. Und die Frage, wie ein Gottesdienst zu gestalten sei, dass er diese unterschiedlichen Bedürfnisse anspricht, ist auch nicht neu. Ich glaube, wir müssen sorgsam darauf achten, wie sich die Gesellschaft darstellt, und sensibel darauf reagieren. An dem Ideal, dass Sonntagvormittag verlässlich Gottesdienst gefeiert wird, der prinzipiell für alle offen ist, würde ich gerne festhalten. Das ist aber kein Plädoyer gegen Zielgruppengottesdienste, beileibe nicht. Natürlich dürfen sie sein, aber sie dürfen nicht so sein, dass dann ein Gottesdienst Zielgruppengottesdienst ist, der ist für die besseren Christen, und der Rest ist halt sozusagen die Restveranstaltung. Das gilt aber für alle Arten und Formen von Gottesdienst. Eine Gemeinde braucht ein Konzept, wie sie aufgrund ihrer Sozialraumanalyse ein Gottesdienst- und Gemeindekonzept entwickelt, so dass möglichst viele Menschen eingeladen werden und vor- kommen können.

Steinle: Stichwort Sozialraumanalyse. Was ist da nach Ihrer Überzeugung die konkrete Aufgabe jeder Gemeinde?

Zeeb: Erst einmal wahrzunehmen: Was ist? Wer wohnt da? Alleine schon die Achtsamkeit auf die verschiedenen Gruppen kann ja Aha-Effekte bewirken. Und dann kann man feststellen, wo funktionierende soziale Institutionen sind. Wo kann Gemeinde da aktiv werden? In der Pfarrstelle, die ich mit meiner Frau geteilt habe, hatten wir bald festgestellt, es ist die Grundschule als funktionierende soziale Institution. Also haben wir mehr Unterricht gehalten, als wir mussten. Sahen zu, dass wir um 9.30 Uhr zur großen Pause am Schulhof präsent waren. Dadurch kommt man in Kontakt mit den Eltern. Man schafft Begegnung, man überlegt sich, wie kann man Kindergottesdienst und Schule vernetzen. In die Kinderbibelwoche hatten wir die Schule miteinbezogen und so ist nach und nach ein Gemeindekonzept entstanden, wie Kirche an den verschiedenen Orten präsent sein kann. Und das wirkt sich dann auch signifikant auf den Gottesdienstbesuch aus.

Steinle: Daten für eine Sozialraumanalyse kann man auch kaufen, um Gemeindestruktur wissenschaftlich zu analysieren. Ist daran auch gedacht?

Zeeb: Das kann man tun. Die Landeskirche hat die Sinusdaten ja gekauft. Achtung aber! Das ist nicht die Wahrheit, die sich 1:1 übertragen lässt, sondern das sind Tools, die man interpretieren muss.

Weyel: Die Aufmerksamkeit für Milieus ist eine Wahrnehmungshilfe. Diese Milieus gibt es nicht einfach, sondern sie bestehen aus Individuen. Menschen leben immer schon mit anderen zusammen, die auch einem anderen Milieu zuzuordnen wären. Ich glaube gar nicht, dass die Menschen im Gottesdienst immer die Musik hören möchten, die sie zu Hause hören. Ich glaube, dass gerade die Vielfalt des Gottesdienstes bereichernd ist.

„Das Jahr des Gottesdienstes verstehen wir als einen Beitrag zur Konzentration im Pfarramt. Pfarrerrinnen und Pfarrer sollen sich zusammen mit ihren Kirchengemeinderäten in diesem Jahr guten Gewissens auf ein Aufgabenfeld konzentrieren, das zu den zentralen Aufgaben ihres Dienstauftrags gehört.“



Oberkirchenrat Prof. Dr. Ulrich Heckel

Man muss sich natürlich auch fragen, ob es immer bestimmte Musikstile in der Kirche sein müssen. Tatsächlich ist auch unser traditionskontinuierlicher Gottesdienst vielfach auf ein ganz bestimmtes Milieu hin immer schon angelegt gewesen. Deshalb kann man polemisch sagen, eigentlich ist der Gottesdienst ein Zielgruppengottesdienst.

Schweikle: Wir ermutigen die Gemeinden im Jahr des Gottesdienstes, sich untereinander abzusprechen. Zum Beispiel im städtischen Bereich, indem sich die eine Kirche eher ein hochkulturelles Profil erarbeitet, die andere mehr ein familienorientiertes Profil.

Weyel: Man muss auch fragen, wo in unserer Gesellschaft noch öffentliche Räume sind, wo sich viele Menschen aus unterschiedlichen Milieus aufhalten können. Daran muss sich die Gottesdienstgestaltung auch orientieren, das denke ich, ist ganz wichtig. Das wird natürlich immer schwieriger. Wir haben heute eine so außerordentlich pluralisierte Kultur, durch die Medien, durch den Mediengebrauch.

Fortsetzung auf Seite 17



Schülermentoren im Programm „Soziale Verantwortung lernen“.

Gottesdienst im Alltag

Suchet der Schule Bestes

Die Schülerinnen- und Schülerarbeit im Evangelischen Jugendwerk in Württemberg (ejw) baut Brücken zwischen Jugendarbeit und Schule – weit über Schulgottesdienste hinaus.

► Gottesdienste am Arbeitsplatz? Für Schülerinnen und Schüler eine Selbstverständlichkeit: Schulgottesdienste, beispielsweise in der Adventszeit, am Schuljahresende oder bei der Einschulungsfeier, sind im Jahresprogramm der meisten Schulen fest verankert. Doch wenn Paulus mit seiner Aufforderung zum „Gottesdienst im Alltag“ Recht hat, kann christlicher Glaube in der Schule nicht auf einzelne Anlässe begrenzt bleiben.

Die evangelische Jugendarbeit ist für viele Schulen zu einem wichtigen Partner bei der Gestaltung des Schullebens geworden. Schülergruppen nutzen das Angebot, gemeinsam „Tage der Orientierung“ in einem Kloster zu verbringen – ein Angebot der Schulseelsorge, bei dem immer wieder auch ganz persönliche Fragen aufbrechen. An 200 Schulen im Bereich der Landeskirche treffen sich regelmäßig Schülerbibelkreise als selbstorganisierte

Gruppen, um ihren Glauben zu teilen und sich als „Schulbeweger“ einzubringen. Dass Glaube eine ganz praktische Dimension hat, wird im kirchlichen Schülermentorenprogramm „Soziale Verantwortung lernen“ deutlich: Der 15-jährige Freddy ist an seiner Realschule als Pausenspielmentor aktiv: „Ich unterstütze die Fünftklässler, ihre Pause sinnvoll und ohne Streit zu gestalten. Dafür helfen mir die Sportgeräte aus unserem SMV-Raum – und die Tipps, die ich in der Schülermentorenausbildung des ejw für die Gruppenleitung bekommen habe“.

Die Schülerinnen- und Schülerarbeit, 2007 aus der ehemaligen „LakiSa“ und der „ejw-Schülerarbeit“ entstanden, bietet ein weites Dach für Aktivitäten im Vernetzungsbereich von Jugendarbeit und Schule. Vom Evangelium her sollen **Impulse für das Christsein im Lebensraum Schule** gesetzt werden. Ob bei einem Gewaltpräventionstag des Projekts „Schritte

gegen Tritte“, beim Landesschülerkongress auf dem Michelsberg oder in der neuen Initiative LebensWerte: Stets geht es um orientierende Begegnungen mit Menschen, die ihr Leben vom christlichen Glauben her gestalten.

Wo Jugendliche sich mitten in der Schule engagieren, erleben sie – anders als in Jugendarbeit und Kirchengemeinde – ein breites Spektrum unterschiedlichster Milieus und Weltanschauungen. Hier gilt es, **Sprachfähigkeit für den eigenen Glauben zu gewinnen** und Vielfalt als Reichtum schätzen zu lernen. In Abwandlung der Aufforderung des Propheten Jeremia an seine Glaubensgenossen im fernen Babylon (Jer 29,7) lautet ein Leitspruch der Arbeit: „Suchet der Schule Bestes und betet für sie zum Herrn.“

Landesschülerpfarrer Dr. Wolfgang Ilg

Weitere Informationen: www.schuelerarbeit.de

Bei der Schülerinnen- und Schülerarbeit im ejw dreht es sich – in ganz unterschiedlichen Arbeitsfeldern – um Schülerinnen und Schüler. Sie sollen den Reichtum evangelischer Jugendarbeit erleben – außerhalb des Leistungsdrucks, der die Schulen zunehmend prägt. Auf Freizeiten können Schülerinnen und Schüler aus dem Schulalltag ausbrechen, Gemeinschaft erleben und neu ins Nachdenken über sich und den Glauben kommen. [1]

[2] Das Hauptamtlichen-Team in der Landesstelle (von links nach rechts): Wolfgang Ilg, Dorin Dömland, Franz Röber, Vanessa Müller.



[1]



[2]

Liturgische Nächte in Schwäbisch Hall

Neue Glaubenserfahrungen mit Musik

Für den Kirchenmusiker Kurt Enßle bedeutet Liturgie den „Vollzug einer spirituellen Handlung, während der Raum, Musik und Wort in ein übergeordnetes Ganzes übergehen“. Zusammen mit seiner Frau, der Kirchenmusikerin Ursli Belz-Enßle, setzt er das um. Seit 1994 veranstaltet er liturgische Nächte in der Michaelskirche in Schwäbisch Hall. Mit Stille, Gebet, Gesang und vor allem Musik sollen jene geistlichen Dimensionen geöffnet werden, die zu öffnen ein rein rationeller Wortbeitrag in der Regel nicht imstande ist.

► Mit etwas mehr als zwei Stunden war die erste liturgische Nacht in Schwäbisch Hall noch vergleichsweise kurz, denn bereits die zweite Nacht erstreckte sich über einen Zeitraum von zwölf Stunden, nämlich von 18 bis 6 Uhr. Warum Gebet und Musik mitten in der Nacht stattfinden sollen, führt Enßle auf die Mönche der frühen Kirche zurück. Diese pflegten Gebetszeiten zur Nacht zu halten. Nicht nur wegen der Exerzitien, sondern auch im Wissen, die nächtliche Stunde mache **die Sinne wach zum Hören auf leise Töne** und unsere Seele empfänglich für meditative Gedanken. Vor diesem Hintergrund finden in Schwäbisch Hall an Ostern, Pfingsten oder zu besonderen Anlässen regelmäßig solche liturgischen Nächte statt. Und immer zu ungewöhnlichen Zeiten. Mal die ganze Nacht hindurch, mal am frühen Morgen oder spätabends.

An verschiedenen Orten in der riesigen, spätgotischen Michaelskirche verteilt spielen zu unterschiedlichen Zeiten unterschiedliche Musiker. Denn Musik, aber auch Stille, so der Kirchenmusiker Enßle, höre sich um 20 Uhr abends anders an als um 3 Uhr morgens. Ebenso ändere sich das Klangbild eines Musikstücks mit

dem Wechseln des Ortes, von dem aus gehört wird. Zum Beispiel höre sich beim Betrachten des Altarbildes Adalbert Gyrowetz' „Lob des Höchsten“ anders an als beim Stehen hinter einer Säule oder auf der Empore, so Kurt Enßle.

Das Kantorenehepaar möchte mit diesen Veranstaltungen, die wegen ihres musikalischen Schwerpunktes oft auch den Namen Klangnacht oder Nachtkonzert tragen, die übliche Konzertform verlassen und mit besonders ausgewählter Musik **neue Klang-, Raum- und Glaubenserfahrungen** vermitteln. Begleitet werden die musikalischen Darbietungen durch Wortbeiträge wie Gebete, kurze Impulse oder Segensworte von Pfarrern und gemeinsamen Gesängen, die meist im Gesangbuch zu finden sind.

Einzige Ausnahme bisher war die liturgische Nacht im Jahr 2002 mit dem Titel „Psalmkonzert“. Im Mittelpunkt stand hier die Lesung aller 150 Psalmen der Bibel. Weil auch Sprechklang Musik ist, versuchten die Enßles möglichst viele unterschiedliche Sprecher für das Psalmkonzert zu gewinnen. Unterstützt wurden die Sprecher und Sprecherinnen von zwölf Klanggruppen, von der jede im Laufe der Nacht viermal spielte. Mit der

Rezitation der biblischen Psalmen in einer Nacht, so lautete die Ankündigung, sollte ein kleines Abbild der ewigen Anbetung Gottes in einem klingenden Kosmos geschaffen werden.

Mittlerweile werden mehrere hunderte Besucher von dieser Veranstaltung angezogen. Manche kommen nur kurz, andere gehen und kommen dann wieder, und wiederum andere bleiben die ganze Nacht und haben Schlafsack, Decke und Thermoskanne dabei. Mit den Vorbereitungen zu einer liturgischen Nacht starten Kurt und Ursli Enßle schon viele Monate im voraus. „Wir überlegen: Welche Musiker und Pfarrer kennen wir? Wer passt? Was machen wir selber?“ Anschließend machen sie sich Gedanken über die Struktur, z. B. wer zu welcher Uhrzeit welches Musikstück spielt.

Während der Vorbereitungsphase sind Kurt und Ursli Belz-Enßle ganz schön angespannt. Der Aufwand ist groß und auch während einer liturgischen Zwölf-Stunden-Nacht fühle es sich an, als würde man Musik für zwölf Jahre machen. „Wenn es dann aber mal läuft, dann ist es beglückend“, sagen die beiden und freuen sich am Ende jeder liturgischen Nacht schon wieder auf die nächste.

Mareike Burkhardt



Kurt Enßle und Ursli Belz-Enßle [1]: Die liturgischen Nächte in Schwäbisch Hall verlassen die übliche Konzertform und wollen mit Musik neue Klang-, Raum- und Glaubenserfahrungen vermitteln.

Fortsetzung von Seite 14



Christoph Schweikle

Steinle: Gibt es für Kirchengemeinden die Möglichkeit, vom Oberkirchenrat Daten zu bekommen?

Zeeb: Die gibt es. Wir haben die gekauft vom Sinus-Institut. Nur, wie eben schon angedeutet, das nutzt nicht viel. Das reine Datenmaterial ist wertlos. Da reicht es, wenn ich durch die Straßen gehe und schaue, wie die Vorgärten gestaltet sind. Da komme ich ziemlich auf das Gleiche raus. Daten als solches sind wertlos, es kommt darauf an, sie zu interpretieren.

Schweikle: Für diese Interpretation gibt es auch Unterstützung vom Zentrum Mission in der Region. Für das Jahr des Gottesdienstes haben wir jedoch einen anderen Zugang gewählt: Learning by Doing. Probiert einfach mal Gottesdienst in verschiedenen Gestalten, mit verschiedenen Gesichtern aus und seht, wen das anspricht.

Weyel: Man muss aber auch über die Perspektive sprechen. Diese Sinus-Milieus und auch jetzt die Frage nach dem Musikgeschmack der Menschen, das ist eine Perspektive, wo die potenziellen oder wirklichen Gottesdienstbesucher Konsumenten sind. Gottesdienstbesucher sind aber religiöse Subjekte, das ist die Gemeinschaft der Gläubigen, die sich im Gottesdienst versammelt. Bei der Musik ist es auch ganz wichtig, dass diese Musik das Mitfeiern unterstützt, dass Menschen auch singen können. Es geht weniger darum, die Veranstaltung auf hohem Niveau musikalisch zu gestalten, sondern dass Menschen teilnehmen können.

Steinle: Bei der Auswahl des Radiosenders entscheiden nicht die Wortbeiträge, sondern die sogenannte Musikfarbe. In württembergischen Sonntagsgottesdiensten hat lange die Orgel dominiert, mit klassischer Kirchenmusik.

Zeeb: Wie oft wünsche ich mir in meiner Dorfgemeinde, dass man da schlichtweg einmal mit zwei Gitarren das moderne Lied begleitet. Dann würde ein Funke überspringen.

Steinle: Eine letzte Frage zu dem zweiten Themenkreis: Was hat es denn mit den kirchenjahreszeitlichen und thematischen Schwerpunkten im Jahr des Gottesdienstes auf sich?

Schweikle: „Gottesdienst ... von Gott berührt“ heißt die erste Phase. Für die liturgische Gestaltung der ersten sieben Gottesdienste im neuen Jahr ermutigen wir, all das hervorzuheben, was Stille und Meditation, also die Begegnung des Einzelnen, der Einzelnen mit Gott ermöglicht.

Die zweite Phase ist sozusagen das Gegenprogramm: „Gottesdienst ... gemeinsam feiern.“ Sie liegt in der österlichen Festzeit. Da geht es um Kommunikation, da geht es um Feiern, da geht es um Vielfalt. Die Konfirmationen liegen meistens in dieser Zeit. Es ist daran gedacht, dass man die Gemeindeguppen da einlädt – speziell zur Mitgestaltung.

Und eine dritte Phase, wo es unter der Überschrift „Gottesdienst ... von Gott bewegt“ um den „Gottesdienst im Alltag“ geht, da wollen wir all das in den Blick nehmen, was jenseits der Kirchenmauern den Horizont ausmacht, in dem der Glaube sich zu bewähren hat. Da geht es um diakonische und gesellschaftsdiakonische Themen, um Ökumene, um die ganzen Schnittmengen, auch wo Kirche „in der Welt“ sonst aktiv ist.

Steinle: Qualität des Gottesdienstes. Mir fällt ein Satz eines Kirchenrats ein, der diesen Sommer in den USA war, um die Willow-Creek-Bewegung näher zu studieren: „Quality honors God“ – „Qualität dient zur Ehre Gottes“. Lässt sich ein Qualitätsanspruch in unserer Kirche theologisch begründen?

Zeeb: Was heißt Qualität? „Quality honors God“ – das sind drei Wörter wie aus der Sprache der Werbeindustrie. Man muss den Qualitätsbegriff definieren. Der ist nämlich in der Betriebswirtschaft anders als in der Theologie. Ich definiere Qualität theologisch. Qualität ist auf der menschlichen Seite ein handwerklich gut gemachter Gottesdienst. Wir bemühen uns redlich, das Evangelium zu verkünden, gemeinschaftsfördernde Elemente zu schaffen. Aber wir dürfen uns darauf verlassen, dass Gott unsere Bemühungen zu einem Ziel führt. So ist Qualität dann ein Wechselspiel zwischen menschlichem Tun und göttlichem Wirken.

Steinle: Und welche handwerklichen Regeln wären da für Sie wichtig?

Zeeb: Als Erstes: die Spannungsbögen sinnvoll aufbauen. Das Zweite wäre sorgsame Exegese des Predigttextes und verantwortete homiletische Applikation. Dann gibt es ganz einfache rhetorische Regeln. Und dann gibt es liturgische Regeln: Das fängt bei schlichten Dingen an. Wenn ich die Menschen zum Votum aufstehen lasse, ist das angemessen. Aber wenn ich dann sieben Minuten über das Wetter spreche, dann ist das unbarmherzig für alte Menschen.

Weyel: Nicht nur für die.

Zeeb: Qualitätvoll wäre in dem Fall: Eingangslied, Votum, kurzer Psalm, „Ehr sei dem Vater“, dann die lange Rede erst, wenn die Gemeinde sitzt.

Fortsetzung von Seite 17

Qualität zur Ehre Gottes

Steinle: Das Zentrum für Qualitätsentwicklung im Gottesdienst in Hildesheim entwickelt Auswertungsbogen zu Gottesdiensten.

Schweikle: Hildesheim hat nicht nur einen Bogen herausgegeben, sondern sammelt und sichtet Rückmeldemechanismen verschiedener Art, zum Beispiel auch kollegiale Beratung, Coaching und Gottesdienst. Im Jahr des Gottesdienstes wollen wir Schritte in diese Richtung gehen, aber noch nicht gleich das volle Programm für alle mit draufpacken. Fürs Erste haben wir gesagt, bei der sogenannten kollegialen Hospitation geht es darum, dass Kollegen den Gottesdienst von anderen wahrnehmen unter einer gezielt spirituellen Perspektive. Also: Was gibt mir dieser Gottesdienst? Was spricht mich an, was irritiert, was lässt mich kalt? Im Jahr des Gottesdienstes suchen wir das Gespräch in Gottesdienstteams und mit den Kirchengemeinderäten. Und die wiederum suchen das Gespräch mit Gemeindegliedern. Wir brauchen ja zur Auswertung Rückmeldungen, wenn eine Gemeinde irgendetwas liturgisch erprobt, damit man nachher weiß, was die Menschen gangbar fanden.

Steinle: Wie sieht es die Wissenschaft?

Weyel: Was ist ein guter Gottesdienst? Was ist eine gute Predigt? Solche Debatten brauchen wir, solche Diskurse müssen geführt werden. Schwierig finde ich, wenn man Menschen zu Konsumenten macht und Zettel in die Hand drückt, wo sie dann anonym eine Bewertung ankreuzen dürfen. Das verkehrt die Perspektive. Wir brauchen eine Kultur der Predigtkritik. Und da ist in den letzten Jahrzehnten einfach zu wenig passiert.

Schweikle: Rückmeldungen beschränken sich oft auf ein einfaches „Danke“ am Ausgang. Wir wollen eine deutliche Verbesserung der Sprachfähigkeit hinbekommen. Das heißt, in der Richtung werden auch Impulse kommen im Jahr des Gottesdienstes.

Steinle: Welche?

Schweikle: Unser Konzept ist ja Learning by Doing. Prüfet alles und das Gute behaltet. Mit den Hildesheimern haben wir gelernt, dass es gar nicht so sehr auf objektive Kriterien ankommt, sondern auf die größtmögliche Zufriedenheit. Wie wird Gottesdienst erlebt?

Weyel: Aber das ist schwierig mit dieser Zufriedenheit. Das Wort Gottes kann auch verstören, kann irritieren, kann aufrütteln.

Schweikle: Deshalb meine ich auch nicht wohlzufühlen.

Zeeb: Gerade dieses Fremde, gerade das Einbrechen einer fremden Welt in meine konkrete Realität. Das kann ich mit Qualitätskriterien nicht messen.

Schweikle: Wobei ich schon glaube, dass Menschen es positiv finden, wenn sie tatsächlich berührt worden sind, auch dann, wenn's unangenehm oder korrigierend ist.

Weyel: Aber warum wollen Sie das Gespräch da so sehr intensivieren? Es ist schon wichtig für die, die Gottesdienste verantworten, dass sie im Kontakt sind mit den Gottesdiensterfahrungen der Menschen. Die Ebenen dürfen sich aber nicht überlagern. Ich muss nicht unbedingt einen intellektuellen Austausch haben, wie jetzt dieses Kollektengebet auf mich gewirkt hat. Das ist eine zu starke Fokussierung auf die Erlebnisdimension.

Schweikle: Das ist ja nicht das Allheilmittel. Aber wir wollen schon durch die Experimentierphasen eine gewisse Kontextualisierung von Gottesdienstgestaltung erreichen. Das heißt, dass die Potenziale, die vor Ort da sind, entsprechend genutzt werden.

Zeeb: Insoweit es Experimentierräume sind – und so sind sie ja bewusst angelegt – ist es sinnvoll, Kriterien zu entwickeln, dieses Experiment auszuwerten. Aber jetzt nicht, dass der Gottesdienst verzweckt wird: Ich mache jetzt eine Reihe von sieben Gottesdiensten, sozusagen als Versuchsreihe. Sondern ich würde die Gemeinden so befähigen, dass sie über Gottesdienst und Kriterien des Gottesdienstes miteinander ins Gespräch kommen.

Steinle: Was wünschen Sie sich für das Ende des Jahres des Gottesdienstes?

Zeeb: Am Ende dieses Jahres wird ganz viel Schwung da sein und ganz viele Ideen und Forderungen.

Steinle: Haben Sie noch einen Punkt, der Ihnen wichtig wäre und nicht vorgekommen ist?

Weyel: Ja. Ich denke, wir haben generell eine gute Gottesdienstkultur. Der Gottesdienst ist Sonntag für Sonntag wirklich eine Veranstaltung, die von vielen Menschen gern aufgesucht wird und von manchen Menschen eben auch nur ab und zu mal.

Zeeb: Wenn da gefeiert wird, dann ist das doch schön. Dann freuen wir uns doch darüber und mäkeln nicht immer daran herum, es könnten auch Nachbarn in die Kirche gehen.



Frank Zeeb



Gottesdienste bei Messen sprechen die Besucher mit viel Musik an. Andächtige Stille lässt das rege Kommen und Gehen beim Messgottesdienst nicht zu. Für Ruhe steht ein Andachtsraum zur Verfügung.

Gottesdienst im säkularen Umfeld

„Jede Plattform für die gute Botschaft nutzen“

Stress und Hektik sind normal im Messealltag. Innehalten? Meistens Fehlanzeige. 2007 haben die Kirchen auf der Neuen Messe Stuttgart mit Gottesdiensten ein Angebot geschaffen, das zum Durchatmen einlädt.

► Seit über 35 Jahren sind die evangelische und katholische Kirche mit einem Kirchenstand auf der Messe CMT vertreten. Auch zwei Gottesdienste auf der großen SWR-Bühne gehören seitdem an den Messesonntagen dazu. Daran hat sich mit dem Messeneubau 2007 nichts geändert. Hinzugekommen ist, dass nun auch während der anderen Publikumsmessen halbstündige, ökumenische Gottesdienste gefeiert werden.

Organisiert wird das Ganze von Diakon Martin Heubach und seiner katholischen Kollegin Schwester Agnesita Dobler. Für Diakon Heubach ist klar: „Wenn die Leute nicht mehr zu der Kirche kommen, dann muss die Kirche eben zu den Leuten!“ Und das macht sie in diesem Fall auch. Mit dem Angebot eines Gottesdienstes auf der Messe, *mittendrin im Geschehen*, mitten im Markt. Dort, wo die meisten Besucher anzutreffen sind: im Atrium am Haupteingang Ost. Zeitlich angesiedelt ist der Gottesdienst meistens um 14 Uhr, da das Messengelände erst um 10 Uhr öffnet. Und, so gibt Diakon Heubach zu bedenken,

wer eine Messe besuche, möchte in erster Linie das dort Ausgestellte sehen und nicht gleich von einem Gottesdienst „überrascht“ werden. „Denn dann hätte er ja auch zuerst in die Kirche gehen können.“

Weil im Atrium während der Ausstellungen auch oft Veranstaltungen stattfinden, sind Martin Heubach und seine Kollegin auf das Einverständnis der jeweiligen Veranstalter angewiesen. Zwar gäbe es auf der Messe auch Ausweichmöglichkeiten, einen Andachtsraum und das Forum der Kirchen, Martin Heubach ist aber davon überzeugt, dass die Hemmschwelle für die Besucher, den Gottesdienst dort zu besuchen, viel zu groß wäre.

Trotz Ankündigung im Programm und auf Hinweistafeln suchen nur wenige gezielt den Weg zum Gottesdienst. Manche machen im Atrium zufällig zu dieser Zeit eine *kleine Messepause*, bleiben dann sitzen und hören zu. Einen Zugang zur Predigt findet eigentlich jeder, denn das Thema hat immer einen Bezug zur aktuell stattfindenden Messe. So stand der Gottesdienst bei

der SÜDBACK 2010 unter dem Motto Brot. Auf der Babyfachmesse im vergangenen Jahr war der Bibelvers „Lasset die Kinder zu mir kommen“ (Markus 10,14) Thema des Gottesdienstes.

Dieselbe Stille wie in einer Kirche herrscht auf der Messe jedoch nie. Das lasse der Messecharakter gar nicht zu, so Heubach. Reges Kommen und Gehen, laute Unterhaltungen und Hintergrundgeräusche von den anderen Ständen sind völlig normal. Deswegen wird hier beim Gottesdienst auch mehr Musik gemacht als gepredigt und gebetet. Zu zwei Dritteln besteht der Gottesdienst aus Musikeinlagen, erklärt Heubach. Trotz der nicht ganz einfachen Umstände ist Heubach vom Messgottesdienst überzeugt. Es ist ihm wichtig, „jede Plattform zu nutzen, um die gute Botschaft des Evangeliums unter die Leute zu bringen“. Denn Gott habe viele tausend Möglichkeiten, zu den Menschen zu reden. Warum nicht auch an einem Sonntagnachmittag auf der Neuen Messe Stuttgart?

Mareike Burkhardt



Perfektion ist wesentlich für Fernsehgottesdienste. Die Zuschauer sollen ja nicht wegzappen.

Gottesdienste in den Medien

Perfektion für Fernsehzuschauer

Überlegungen, Gottesdienste im Fernsehen zu übertragen, sind so alt wie das Medium selbst. Während das Material des ersten Fernsehgottesdienstes 1952 nicht sendetauglich war, wird dem Zuschauer heute in Sachen Gottesdienst im Fernsehen jede Menge geboten.

► Wolf-Dieter Steinmann ist Rundfunkpfarrer im Landespfarramt für Rundfunk und Fernsehen. Genauer gesagt ist Steinmann verantwortlich für Fernsehgottesdienste. Die ARD überträgt zu christlichen Festen oder besonderen Anlässen morgens um zehn Uhr live einen einstündigen Gottesdienst aus einer Kirchengemeinde irgendwo in Deutschland. Pro Jahr sind das 17 bis 18 Fernsehgottesdienste. Einer dieser Gottesdienste fällt in den Verantwortungsbereich von Wolf-Dieter Steinmann. Dabei steht er nicht vor, sondern hinter der Kamera und plant und organisiert von langer Hand den **perfekten Ablauf** dieses Gottesdienstes. Denn wer da glaubt, ein Anruf bei einem Kamerateam genüge, der irrt. Hinter so einem Fernsehgottesdienst steckt jede Menge

Arbeit. Es wird sogar eigens dafür ein Drehbuch geschrieben. Und bereits ein Jahr vorher sucht Steinmann nach einer „fernsehtauglichen“ Gemeinde. Das ist manchmal gar nicht so einfach. Schon die Ansprüche an das Gotteshaus Kirche sind hoch, denn der Fernsehzuschauer soll sich dort wohlfühlen und zu Gast sein können. Deswegen sind beispielsweise tolle Fresken oder ein schöner Lichteinfall wichtig, um das richtige Ambiente zu schaffen. Eine ganz dunkle, schlecht beleuchtete Kirche hat also schon mal keine Chance. „Der Raum muss zeigbar sein“, so drückt es der Rundfunkpfarrer aus.

Aber auch die Größe der Kirche sei ein wichtiges Kriterium bei der Auswahl: 400 bis 500 Sitzplätze sollten es schon sein. Fünf oder sechs Kameras, jede Menge Scheinwerfer, viele Meter

Kabel und die Mikrofone brauchen ihren Platz, außerdem wirke der Raum Kirche nicht, wenn er zu klein sei, erklärt Steinmann.

Eine weitere wichtige Komponente auf der Suche nach dem richtigen Übertragungsort sind die Menschen, die dort agieren, wie beispielsweise der Pfarrer. Auch hier steht oder fällt mit der **Medientauglichkeit der Hauptpersonen** die Entscheidung für oder gegen eine Gemeinde. Unter das Kriterium „medientauglich“ fällt aber nicht nur die Eigenschaft, als Prediger die Menschen zu begeistern und vom Wegzappen abzuhalten oder mit der Kamera kommunizieren zu können. Dazu zählt auch, einem gewissen Druck gewachsen zu sein. Denn Steinmann mischt sich von Anfang an in die Gestaltung des Gottesdienstes ein. Ihm obliegt die inhaltliche

Verantwortung, er definiert Erwartungen, trifft Entscheidungen. Zu guter Letzt legt Steinmann noch Wert auf die Musik. Er sucht nach einer Kantorei, einem Gospelchor, Solisten oder einer Theatergruppe, die den Gottesdienst unterstützen und bereichern können. Denn der Zuschauer am Bildschirm soll ja dranbleiben. Trotz allem soll der Gottesdienst aber authentisch bleiben. Vor der Kamera stehen ganz normale Menschen und auch nur solche, die tatsächlich etwas mit der jeweiligen Kirchengemeinde zu tun haben.

Doch warum der ganze Aufwand und lohnt sich das überhaupt? Nur ein Drittel all derjenigen, die sich den Fernsehgottesdienst in der ARD ansehen, schalten bewusst ein, informiert der Rundfunkbeauftragte. Bei allen anderen entscheidet sich in den ersten Sekunden, ob sie dabei bleiben oder wegschalten. Deswegen muss der erste Eindruck überzeugen.

So unterschiedlich wie die Zuschauerzusammensetzung ist auch ihre Art der Beteiligung am Fernsehgottesdienst. Manche sind nur Zaungast, andere sitzen auf dem Sofa mit dem Gesangbuch in der Hand und nehmen aktiv teil. Und genau das ist Steinmann wichtig: Der Fernsehzuschauer soll die Möglichkeit haben, teilhaben zu können, er soll sich von Kirche, Pfarrer und Predigt angesprochen fühlen. Und was hat die Gemeinde, die ihre Kirche, ihre Zeit und Energie in die Sache gesteckt hat, davon? Steinmann kennt die Antwort: „Spätestens wenn Menschen anrufen und sich bedanken, wenn begeisterte E-Mails das elektronische Postfach füllen oder eine Abschrift der Predigt nachgefragt wird, sind alle froh, es gemacht zu haben!“

Trotz all der Anstrengungen kann ein Fernsehgottesdienst eines nicht, gibt Steinmann zu bedenken: „Im tatsächlichen Gottesdienst spürt man, dass man Teil einer Gemeinde ist. **Beim Fernsehgottesdienst fehlt den Zuschauern die menschliche Nähe!**“ Deswegen will Steinmann vor allem eine Botschaft vermitteln: „Du bist willkommen, du kannst hier Gast sein und an etwas teilhaben!“

Mareike Burkhardt

Kirchenkaffee in Leutkirch

Treffpunkt nach dem Gottesdienst

„Nach dem Gottesdienst laden wir Sie alle herzlich zum Kirchenkaffee ein.“
Diese Abkündigung ist den Gottesdienstbesuchern in Leutkirch schon sehr lange vertraut und kommt immer wieder gut an.

► Das Foyer der 1973 vom Stuttgarter Architekten Heinz Rall nach modernen Bedürfnissen umgestalteten fast 400 Jahre alten Kirche lässt sich auch ohne großen Aufwand zum Stehcafé umbauen. Fleißige Hände decken schon am frühen Morgen den Tresen, und in der Küche, hinter Altar und Orgel versteckt, wird die Kaffeemaschine in Gang gesetzt. An besonderen Festtagen, wie zum Beispiel beim Erntedankfest, machen auch Platten mit selbst gebackenem Apfelkuchen die Runde. Man merke: Kirchenkaffee ist eine feine Sache, wenn man hilfreiche Kräfte zur Seite hat. Denn am Sonntagmorgen schon ab 8.45 Uhr Küchendienst zu schieben, ist keine Selbstverständlichkeit. Trotzdem sind Friedl Hepp, Heidi Kaiser, Ilse Schöttle und im Notfall noch weitere Mitarbeiterinnen stets zur Stelle, wenn der Kirchengemeinderat die Einladung auf den Gottesdienstplan setzt.

Wer bleibt zum Kaffeetrinken? Auf jeden Fall mehr, wenn sich der Prediger an die vorgegebene Zeit hält und um 10.30 Uhr die Kirchenmusikerin Ute Mathy zum Nachspiel die Orgel schlägt.

Selbstverständlich lassen sich die Aktiven diesen Treffpunkt nach dem Gottesdienst nicht entgehen, zu wichtig ist für sie das persönliche Treffen, die Nachrichtenbörse und die Möglichkeit zum Nachgespräch über die Predigt. Wenn die neue Pfarrerin Ulrike Rose beim Familiengottesdienst die Kleinen auf den großen, roten Teppich vor der Kanzel zum Rollenspiel bittet, dann ist das nicht nur ein lebendiger Gottesdienst, sondern auch erfreulicher Gesprächsstoff beim anschließenden Kirchenklatsch. Und genauso entwickeln sich ernsthafte Diskussionen nach schwierigeren Predigttexten.

Beim Stehkaffee bietet sich aber auch die Möglichkeit, mit weniger bekannten oder neu zugezogenen Gemeindemitgliedern **zwanglos ins Gespräch zu kommen**, die persönlich eingeladen werden. Für viele ist das der erste Kontakt mit der Gemeinde und der erste Blick in die Kirche, die unter ihrem historischen Mantel ja ein überraschend unkonventionelles und flexibles Innenleben birgt.

Barbara Waldvogel

Das Kirchenkaffee nach dem Gottesdienst ist der Ort für ungezwungene Gespräche oder ernsthafte Diskussionen.





Erntedankgottesdienst am 5. Oktober 2011 in der BruderhausDiakonie in Reutlingen.



Ein Taferinnerungsgottesdienst für Menschen mit und ohne Behinderung

„Du bist Gottes geliebter Sohn – Gottes geliebte Tochter!“

Cornelia Eberle ist Pfarrerin in der BruderhausDiakonie in Reutlingen. Mit einem Gottesdienst für behinderte und nichtbehinderte Menschen im Juli 2010 hat sie den Gottesdienst-Preis 2011 der Karl-Bernhard-Ritter-Stiftung, Kassel, gewonnen. Ein Auszug aus dem eingereichten Gottesdienstentwurf:

► Als Pfarrerin der BruderhausDiakonie in Reutlingen bin ich unter anderem verantwortlich für einen monatlichen Gottesdienst im Festsaal der Behindertenhilfe. Zum Mitfeiern kommen fast ausschließlich Menschen mit psychischen oder geistigen Beeinträchtigungen. Selten traut sich jemand „von außen“ dazu. Am 4. Juli 2010 hatte ich einen Chor aus einer benachbarten Kirchengemeinde eingeladen, den Gottesdienst mitzugestalten. Zum einen, um den Gottesdienstteilnehmenden einen besonderen sinnlichen „Hör Genuss“ zu ermöglichen. Aber auch mit dem Ziel, im räumlichen Umfeld eine

Brücke zu schlagen zwischen Menschen mit und ohne Behinderung. Als Thema wählte ich die Taufe aus in Form einer Taferinnerung. Denn ich wollte nicht die Unterschiede (behindert – nicht behindert) thematisieren, sondern das, was uns als Christen über alle Unterschiede hinweg verbindet – dass wir getauft sind. [...]

Die Taufe verwandelt uns

Theologisch ist die Taufe weit mehr als ein Übergangsritus am Lebensanfang, wie er sich in der volkshkirchlichen Praxis herausgebildet hat. Die Taufe verändert unsere Existenz.

Durch sie bekommen wir eine neue Identität zugesprochen: Wir werden zu Töchtern und Söhnen des „Vaters“, zu Schwestern und Brüder des „Sohnes“ und Teil der Gemeinschaft des „Heiligen Geistes“. Diese Verwandlung findet sich in einem Wort, das uns heute vor allem aus der Abendmahlsliturgie vertraut ist. Es beschreibt, was zuallererst in der Taufe geschehen ist: „Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur. Das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden“ (2. Kor. 5, 17). [...] Es liegt an uns, in diese neue Identität hineinzuwachsen. Taferinnerung für Erwachsene ermöglicht es,



Tauferinnerung im Gottesdienst

Die Pfarrerin geht zur Wasserschale mit Krug.

Wir feiern jetzt die Erinnerung an unsere eigene Taufe. Jeder, der mag, bekommt etwas Wasser über die Hand geträufelt und hört noch einmal, was Gott damals bei der Taufe gesagt hat. Alle, die das möchten, können jetzt nach vorne kommen. Es wäre schön, wenn sich dabei die Leute vom Chor und die anderen Gottesdienstbesucher mischen.

Aus dem Krug gießt die Pfarrerin von oben Wasser in die Schale, so dass das Wasser als Element hörbar ist. Jeweils etwa fünf Leute stellen sich um die Wasserschale auf. Über jede Hand schöpft die Pfarrerin etwas Wasser, schaut die Person an und spricht ihr zu:

Gott spricht: Du bist mein geliebter Sohn / du bist meine geliebte Tochter.
Ich habe Wohlgefallen an dir / ich freue mich an dir.

Am Ende jeder Runde zu allen:

Das gilt an jedem Tag neu! Amen.

Oder auch: Gott spricht: Fürchte dich nicht, ich habe dich erlöst.
Ich habe dich bei deinem Namen gerufen. Du bist mein.
Amen.

Mit der Schale gehen wir anschließend zu denen, die nicht nach vorne kommen konnten, weil sie z. B. im Rollstuhl sitzen.

diesen Zuspruch der Taufe zu vergegenwärtigen und immer mehr daraus zu leben.

Bei jeder Taufe gilt, was zuerst bei der Taufe Jesu zu hören war und in 1. Joh. 3,1 bestätigt wird: „Dies ist meine geliebte Tochter, mein geliebter Sohn“. Hier wird eine Beziehung beschrieben: Wir sind Geschöpf Gottes, aus Gott geboren. Wir sind von ihm gewollt und geschaffen, seiner Liebe entsprungen. Bei der Taufe wird dies der Einzelnen, dem Einzelnen zugesprochen, laut und öffentlich. Sie gibt uns zu verstehen: Ich bin gemeint! Ich – mit allem, was ich bin.

Elementare Weitergabe der biblischen Botschaft

Menschen mit Behinderung (wie auch Demenzkranke oder Kinder) zwingen mich als Pfarrerin dazu, die biblische Botschaft elementar weiter-

zugeben. Nicht simplifiziert, nicht verkürzt, sondern so, dass das Wesentliche verständlich und erfahrbar wird. Und das ohne die Überfülle an Worten, die in unserem Gottesdienst sonst oft vorherrscht. Immer wieder erlebe ich dabei, wie sehr das auch den spirituellen Hunger der „normalen“ Gottesdienstteilnehmenden stillt.

Menschen mit Behinderung haben oft eine ausgeprägte emotionale Intelligenz. Sie spüren, was echt ist und was nicht. Sie spüren, ob das Gegenüber präsent ist oder innerlich abwesend. Umgekehrt haben viele selbst die Fähigkeit, im Augenblick ganz da zu sein, ganzheitlich, nicht abgelenkt von Gedanken an das, was andere denken oder was nachher noch zu tun ist. Sie sind (jedenfalls Menschen mit geistiger Behinderung) völlig frei von Leistungsdruck und Leistungsdenken, die in unserer Gesellschaft immer mehr zunehmen. Und sie können sich

emotional auf das einlassen, was gerade im Raum ist. So haben sie, denke ich, im Gottesdienst die anderen ganz leicht mitgenommen auf eine emotionale Ebene, die sonst den „gestandenen“ Männern und Frauen aus dem Chor vielleicht nicht so einfach zugänglich gewesen wäre.

Und schließlich war im Tauferinnerungsgottesdienst noch etwas Weiteres wesentlich und sprechend: Die Menschen mit Behinderung haben durch ihr bloßes Dasein die Zusage Gottes verkörpert, dass Gott jeden Menschen ins Leben gerufen hat – ganz „gratis“, aus Gnade – und dass wir uns unser Lebensrecht nicht erst verdienen müssen. Auf diese Botschaft der Menschen mit Behinderung können wir als Kirche (und als Gesellschaft) nicht verzichten, davon bin ich überzeugt. [...]

*Zitiert aus dem Gottesdienstentwurf
von Cornelia Eberle*

Inklusion in der Schule**Wo (fast) alles inklusive ist...**

„Das Schwein hätte natürlich mehrere Hundert Euro gekostet“, schmunzelt Martina Heß, die Leiterin der Torwiesenschule in Stuttgart-Heslach, „deswegen hängt es hier nur als Leihgabe.“ Ein riesiges rot-grün-blaues Schwein aus Papier mit einem lustigen Ringelschwänzchen prangt unübersehbar am Rektoratsfenster. Künstler Finn ist einer von Martina Heß' Grundschulern. In den Klassen finden sich geistig und körperlich behinderte und nichtbehinderte Schüler, die gemeinsam unterrichtet werden. Das inklusive Konzept ist dabei das Besondere.



► Eben schiebt ein höchstens sechsjähriges zartes Mädchen einen Rollstuhl in den Andachtsraum, und man fragt sich unwillkürlich, ob sie wohl damit über die Schwelle kommt – aber natürlich schafft sie das. „Unsere Kinder genießen die Schiebepatenschaft“, hatten schon drei Mütter auf dem Schulhof berichtet, „das gefällt ihnen ganz arg, wenn sie die Rollstuhlkinder von einem Raum zum anderen mitnehmen dürfen.“ In der Tat spiegeln sich Ernsthaftigkeit und Stolz auf dem Gesicht des Mädchens mit dem blonden Pferdeschwanz. Etwa 20 Erstklässler sind schon versammelt; auf Teppichfliesen sitzen sie auf dem Parkettboden des Andachtsraumes, in den durch große Fenster die Sonne fällt. Sie warten auf die Großen aus der Zweiten. Ein Kind mit Down-Syndrom ist heute in der Rolle des Mesners dran, Folien mit Liedtexten auf dem Overhead-Projektor zu platzieren – keine leichte Aufgabe, die der Junge mit ein bisschen Unterstützung seitens seiner Mitschüler absolviert. Er lächelt, als er wieder auf seinen Platz geht.

Wer Erfahrung mit Grundschulkindern hat, ist sehr überrascht: Niemand streitet sich, schreit oder läuft herum. Das Warten können die Kinder anscheinend gut aushalten. „Am Anfang kostet es Kraft, das einzuführen“, berichtet Heß, „aber man hat auch die Ernte davon: Überall kann konzentriert gelernt werden, wir haben viel weniger Reibungsverluste.“ Als die Zweitklässler da

sind, die sich genauso diszipliniert ihre Fliesen schnappen, beginnt die Andacht, wie jeden Morgen in den ersten beiden Klassen. Es ist ihre Form des Religionsunterrichts.

„Ich schaue und staune“, sagt Lehrerin Nora Schmidt und führt in Gebärdensprache die entsprechenden Gesten aus. Die Kinder, behindert oder nichtbehindert, machen die Bewegungen mit. Dies und die gemeinsamen Andachten sind ein Teil des inklusiven Konzepts. „Dazu gehört auch, dass wir gemeinsam Ausflüge unternehmen, MeNuK-Projekte wie Backen, Theater oder Musik klassenübergreifend machen und natürlich auch die Gesamtklasse“, erläutert Heß. „Dort haben wir zwei Lerngruppen. Inklusion bedeutet für uns, dass jeder an seinen Bedürfnissen entlang lernen kann – nicht, dass alles immer gemeinsam gemacht werden muss.“ Daher werden die Klassen auch mal aufgeteilt – zum Beispiel beim Zähneputzen oder bei

der Essenserziehung, die für viele Behinderte mehr im Vordergrund steht als für die anderen Kinder. Das Stationenlernen ist ein wichtiges Element des gemeinsamen Unterrichts, da jedes Kind in seinem Tempo bestimmte Stationen abarbeiten kann. Noch stehen dafür jeder Klasse in der Regel drei Räume zur Verfügung – wenn die Schule so weiterwächst wie bisher, wird es allerdings enger werden. So sieht auch jeweils eines der Klassenzimmer aus wie in jeder Grundschule: mit Tafeln, mit Schildern an den Wänden, die erläutern, was Adjektive und Verben sind, mit einer Weltkarte und Schmetterlingen an den Fenstern... Daneben ist aber ein kleinerer Raum, in dem es ein Waschbecken gibt und Zahnputzbecher mit bunten Namensschildern stehen, und dahinter kommt ein Raum, in dem man Rollstuhlkinder gemütlich auf Kissen betten kann, „damit sie die Beine mal ausstrecken können“. Auch essen kann man hier.





Seit 2009 ist für lernbehinderte Kinder die Pflicht zum Besuch einer Sonderschule aufgehoben. Behinderte und Nichtbehinderte können wie in der Torwiesenschule gemeinsam unterrichtet werden.

Das bedeutet, dass die Pflicht zum Besuch einer Sonderschule aufgehoben wird. Schulen wie die Torwiesenschule werden daher immer gefragter werden.

„Gemeinsam, aber zieldifferent“, heißt auch das Konzept für unsere kooperative Haupt- und Realschulklasse“, erklärt Heß. „Die Schülerinnen und Schüler werden nach dem jeweiligen Bildungsplan unterrichtet, aber es gibt ja viele Überschneidungen. So sollen die neuen Gemeinschaftsschulen aussehen, die die neue Landesregierung ab 2013 einführen möchte.“

„Alles inklusive“ heißt es auch beim Kollegium. Ergo- und Physiotherapeuten, (Heil-) Erzieher und Pädagogen aller Fachrichtungen sind darunter – „Unsere Kernqualität ist diese Interdisziplinarität“ ist sich Schulleiterin Heß sicher. „Wir ergänzen uns, das schätzen alle Beteiligten. Und es freut uns, wenn ein Vater, der ein behindertes und ein nichtbehindertes Kind bei uns hat, sagt: ‚Ich genieße es, dass ich gemeinsam mit der ganzen Familie zum Schulfest kommen kann.‘“

Am Schluss bleibt der Blick auf einem Schülerkunstwerk in den hellen Fluren hängen – es ist wieder in Rot, Grün und Blau gehalten, abstrakt-expressionistisch, mit vielen lustigen Tupfen – Finn? Genau. Ist Finn eigentlich behindert oder nicht? Die Frage drängt sich nicht auf. Nur eines ist wichtig: Er ist ein Kind. Und ein Künstler.

Carola Eißler

„Ich kapiert's einfach nicht!“ Michel, der Drittklässler mit den braunen Augen, verschränkt die Arme fest vor seiner Brust. Er ärgert sich, dass ihm verboten wurde, seine Bayblades, eine Art Kreisel, in der „Arena“ im Pausenhof flitzen zu lassen. Im Stuhlkreis wird nun heftig diskutiert, was zu tun ist. „Wie können wir sicherstellen, dass die Kinder mit Behinderung auch die Arena benutzen können?“ Lehrerin Carina Weimer stellt die Frage zunächst an Adrian, aber der behinderte Junge gibt nur Laute von sich. Damit steht die Frage im Raum und die Kinder finden Lösungen: Alessia, die sogenannte „Kreischefin“, ruft die Schüler auf, die sich melden, also Enrique („Fünf Minuten für jeden, dann wird gewechselt!“), Mara („Wir machen einen Halbkreis, damit die Behinderten auch

was sehen können!“) und Lukas („Die Nicht-Behinderten könnten nach hinten gehen!“). Michel ist einverstanden. „Weil die Behinderten manchmal nicht selbst sprachlich antworten können, versetzen sich die anderen in sie hinein“, weiß die junge Lehrerin Weimer mit dem großen Tattoo am Oberarm. „Sie appellieren an ihren Gerechtigkeitssinn. Ich sehe ganz viel Toleranz und Fürsorge bei den Kindern, deswegen habe ich viel Freude an diesem Konzept. Ich denke auch: In anderen Schulen werden auffällige Schüler vielleicht eher ausgegrenzt – hier gibt's immer noch einen, der noch viel, viel ‚komischer‘ ist!“ Sie lacht laut. „Am Anfang dachte ich, toll, die Behinderten können unheimlich von den Nicht-Behinderten profitieren. Nun sehe ich, das ist umgekehrt genauso – das hält sich die Waage.“ 2009 hat die BRD sich verpflichtet, die UN-Behindertenrechtskonvention zu erfüllen.



Torwiesenschule – Schule mit inklusivem Konzept:

Die staatlich anerkannte Torwiesenschule in Stuttgart-Heslach mit evangelischem Profil gibt es noch nicht so lange: Jedes Jahr hat man die Schule um eine Klasse erweitert, bis mit Beginn dieses Schuljahres die ersten Fünftklässler in der Haupt- und Realschulklasse willkommen geheißen wurden. Im Moment sind 42 der 137 Schüler geistig und/oder körperlich behindert. In der Regel unterrichten drei Lehrkräfte eine Klasse mit 28 Kindern. Zum inklusiven Konzept gehören u. a. die Lerngruppen, die je nach Fähigkeiten und Bedarf gebildet werden, klassenübergreifende Projekte wie Theater, Backen und Musik, und gemeinsame Ausflüge. Auch der Religionsunterricht wird gemeinsam besucht.

Träger der Schule ist die Diakonie Stetten. Der Schule ist ein Hort für alle Kinder angegliedert. 2011 hat die Schule für ihr innovatives Konzept den Paul-Lechler-Preis der gleichnamigen Stiftung erhalten.



Ein besonderes Café

Profis an der Monster-Espressomaschine ...

Heiß, süß, mit einer dicken Lage weißen Schaums obendrauf, in die spiralförmig eine Spur aus Karamellsirup gezogen wurde – der Cappuccino Karamell sieht schön aus, duftet herrlich und ... schmeckt köstlich! Kai Müller hat ihn empfohlen und auch prompt an den Tisch gebracht. „Lassen Sie es sich schmecken!“, wünscht er noch, bevor er wieder geht. Der junge Mann ist mit Down-Syndrom zur Welt gekommen, und er legt genau die richtige Mischung aus Freundlichkeit und Zurückhaltung an den Tag, die man sich von Servicepersonal wünscht.

► Sein Arbeitsplatz ist das im April 2011 eröffnete Stadtcafé in Böblingen. Es liegt in den Räumen des „Treffs am See“, einem neu gebauten Mehrgenerationenhaus, absolut zentral, aber ruhig, mit Blick auf den Unteren See von Böblingen. Nur ein Fußweg trennt die große Terrasse, auf der man im Sommer unter Bäumen sitzen kann, vom Wasser. In der kälteren Jahreszeit glitzert es durch die bodentiefen Fenster bis in den Raum, der fast 30 Gästen Platz bietet. Die Möbel sind modern und geschmackvoll: Dunkles Holz und violette Lederbänke treffen auf leuchtend rote und orangefarbene Kissen; frische Blumen sind obligatorisch, heute sind es silbrige Olivenzweige und rote Flamingoblumen. Am Garderobenständer hängen bestimmt 50 rote Herzluftballons und verbreiten eine fröhliche Atmosphäre.

„Für unsere behinderten Mitarbeiter ist der Stressfaktor hier natürlich deutlich größer als in den Werkstätten“, erklärt Georg Hofmann, der Leiter des Stadtcafés, und Steffen Müller, der Pressesprecher der GWW (Gemeinnützige Werkstätten und Wohnstätten), ergänzt: „Hier müssen sie Eigenimpuls haben, um an den Tisch zu gehen, sie müssen Entscheidungen treffen, und falls die Gäste unzufrieden sind, kriegen sie auch das ab. Aber Inklusion bedeutet eben auch, dass sich unsere Mitarbeiter der Öffentlichkeit aussetzen.“ Durch **intensive Schulung** versucht man, die Menschen mit Behinderung fit zu machen: Hygieneschulung, Serviceschulung, Laufen mit Tablett – das ist alles obligatorisch für Kai Müller und seine behinderte Kollegin Yvonne Bruder. „Ich hab' Kraft im Arm“, berichtet Kai Müller, „das

Tablett muss man hier draufstellen“ – er weist auf seinen Unterarm. „Aber einmal bin ich langsam mit einem Rotwein an den Tisch gelaufen, habe das Glas vorsichtig abgestellt, und trotzdem ist es ins Wanken gekommen und eine Frau hat es abgekriegt. Ich habe Angst bekommen, aber sie hat gesagt: ‚Das ist nicht schlimm, das wird wieder gewaschen.‘ Und ich weiß ja auch, dass wir das übernehmen. Aber ich war so erleichtert, dass sie sich nicht aufgeregt hat. Seither ist mir das nie wieder passiert.“ Und Kai Müller arbeitet schon seit über einem halben Jahr im Café. Er wendet sich an ein älteres Ehepaar: „Alles in Ordnung bei Ihnen?“ Die Leute lachen freundlich. „Ja, alles gut.“

„Wir haben Meinungskärtchen, auf die man schreiben kann, wie es einem hier gefällt“, berichtet

Chef Georg Hofmann. „Der Sichtbeton hier an den Wänden und auf dem Fußboden gefällt nicht jedem, auch die Speisekarte wird manchmal kritisiert – aber unsere Mitarbeiter nie.“ Was gibt es denn außer Cappuccino Karamell? Die 33-jährige Yvonne Bruder, die gerade ihre Schicht von 15 Uhr bis 21 Uhr begonnen hat, weiß Bescheid: „Croissants, warme Sandwiches, Flammkuchen, frische Salate, mindestens fünf Sorten Kuchen und Torten – sehr gut ist die Mango-Sahne-Torte, aber auch die ‚Pasta der Woche‘, das sind so gute Nudeln, die sind sooo lecker...“ Sie seufzt. Zu ihren Aufgaben gehört es, an den Tischen zu bedienen, Kuchen zu schneiden, Flammkuchen und Nudeln zu erhitzen – und die Profi-Espressomaschine zu bedienen, ein chromglänzendes Monstrum von gefühlten zwei Metern Länge, bei der gestandene Hausmänner und -frauen weiche Knie bekommen, aus Angst, das Ding mit einem falschen Knopfdruck für immer handlungsunfähig zu machen. „Cappuccino und Espresso machen kann ich auch!“, sagt Yvonne Bruder und beginnt mit den ca. 25 Arbeitsschritten, die es braucht, um der Maschine einen Kaffee zu entlocken und ihn formvollendet zu servieren – dazu gehört zum Beispiel auch, die Teelöffel auf Wasserflecken zu untersuchen, „sonst sagt der Kunde: Das sieht ja nicht gut aus!“, weiß sie. Georg Hofmann steht ihr derweil zur Seite und wenn sie beim Kaffeepulverfüllen fragt: „Sagst du Stop?“, dann tut er das. „Unsere Mitarbeiter freuen sich wie die Schneekönige über Lob auf den Meinungskärtchen“, erzählt der gelernte Hotelfachmann. „Am Anfang hätte ich mir das

schwieriger vorgestellt mit ihnen“, gibt er zu, „aber sie sind sehr umgänglich. Sie sind wesentlich ehrlicher, sie zeigen sofort, wenn ihnen was nicht passt. Manchmal braucht man da schon viel Geduld, wenn einer zum Beispiel nicht einsehen mag, dass er seine Urlaubstage aufgebraucht hat. Das kann tagelang Gesprächsthema sein. Aber wir lachen auch viel.“ Yvonne Bruder bestätigt: „Ich kann wirklich gut arbeiten mit den Kollegen. Hier finde ich es besser als in der Werkstatt, wo ich früher war.“ Was ihr hier bei der Arbeit auch sehr gut gefällt, ist ihre Uniform: beiges Poloshirt, orangefarbene Krawatte und eine lange braune Schürze. Die Farben passen prima zu ihren dunklen Haaren und: „Das macht schlank!“, freut sie sich.

Nicht jeder ist für die Gastronomie geeignet. „Wir erwarten hier eine höhere Selbstständigkeit, **Verlässlichkeit und Flexibilität**“, erklärt Gilbert Gally, der Jobcoach der GWW. „Dazu gehört natürlich auch, im Schichtbetrieb zu arbeiten oder an den Wochenenden.“ Der Sozialarbeiter ist der Mittelsmann zwischen dem Mitarbeiter und seinem Arbeitgeber; er ist es auch, der die Begleitplanung macht und bei Problemen zur Stelle ist.

„Es sollte zusätzliche Bildungsangebote geben, um Menschen mit Behinderungen in

„Inklusion bedeutet – alle gehören dazu. Machen wir uns auf den Weg, dies zu verwirklichen. Dabei werden wir entdecken, dass wir Menschen mit ganz unterschiedlichen Gaben und Fähigkeiten sind, durch die wir uns gegenseitig bereichern.“



Oberkirchenrat Dieter Kaufmann

den allgemeinen Arbeitsmarkt zu integrieren“, wünscht sich Steffen Müller. „Unsere Leute sind sehr daran interessiert, aber sie schaffen es nicht, einem allgemeinen Ausbildungsgang zu folgen. Und in Deutschland zählt halt nur jemand, der eine Ausbildung nachweisen kann...“ Er fährt fort: „Im Stadtcafé machen unsere Leute ihre Sache super, aber es sind halt keine Fachleute für Gastronomie. Da würden wir gerne noch weiterkommen. Wir können zwar drei anerkannte Ausbildungen und Qualifizierungen für Behinderte anbieten – zum Alltagsbegleiter, zum Verkäufer und im Bereich Lager und Logistik, aber der Bedarf wäre viel größer.“

Kai Müller hat früher in einer Gärtnerei gearbeitet. „Hier im Café find ich's besser. Ich bin hier glücklich.“ Und er ist total motiviert: „Ich versuch's und kämpfe, dass ich noch besser werde. Wir müssen doch unseren Umsatz machen.“

Carola Eißler



[1]



[2]

Die Arbeit im Café ist anstrengend. Doch das Servicepersonal ist glücklich und zufrieden: Yvonne Bruder [1] und Kai Müller [2].

Begegnungstag

Miteinander **Kirche sein!** – Ja, schon – aber wie?

Sie werden nicht mehr nur in großen speziellen Einrichtungen leben, die Menschen mit Behinderungen, sondern mitten unter den Nichtbehinderten, im Haus oder in der Wohnung nebenan – so will es die UN-Behindertenrechtskonvention. Dies ist eine wichtige Voraussetzung für „Teilhabe an der Gemeinschaft“. Was macht aber eine Kirchengemeinde, wenn plötzlich eine Gruppe von, sagen wir, 20 Leuten im Einzugsgebiet wohnt? Wie kann deren Teilhabe, am Gottesdienst zum Beispiel, gestaltet werden? Und was kann der Begegnungstag „Miteinander Kirche sein!“ zu diesem Thema beisteuern?

Carola Eißler hat sich mit Bernd Schatz, Referent in der Abteilung Behindertenhilfe/Psychiatrie des Diakonischen Werkes Württemberg und Mitglied des Vorbereitungsteams 2011, unterhalten.

► *Herr Schatz, wozu gibt es den Begegnungstag?*

Schatz: Die Idee dahinter ist die Vernetzung: Zum einen können Kirchengemeinderäte, Pfarrer, einfach Menschen, die sich in der Kirche engagieren und nichts mit Behinderten zu tun haben, kommen und Menschen mit Behinderung begegnen. Zum anderen feiern wir zusammen Gottesdienst und dadurch und durch unsere Workshops geben wir Anregungen, wie so ein „inklusive“ Gottesdienst gestaltet werden kann.

Den Begegnungstag gibt es erst zum dritten Mal. Wieso gab es so etwas früher nicht in dieser Form?

Schatz: Die Einrichtungen für Behinderte stellen sich zunehmend dezentral auf, die Wohneinheiten werden viel kleiner, sie gehen rein in den Sozialraum und in die Gemeinwesen, das heißt in ganz normale Wohnviertel. Es wird in Zukunft keine neuen geschlossenen Systeme, in denen 500, 600 Behinderte an einem Ort zusammen wohnen, mehr

geben. Die UN-Behindertenrechtskonvention mit dem Recht auf freie Wahl bei der Arbeit, beim Partner, beim Wohnraum ist ja gar nicht anders einzuhalten. Das bedeutet aber auch, dass die Kirchengemeinden vor der großen Herausforderung stehen, diese Menschen adäquat zu beteiligen.

Angenommen, ich habe mich entschlossen teilzunehmen, was mache ich den ganzen Tag über?

Schatz: Beim Begegnungstag in Ravensburg 2011 spielten am Vormittag eine Schülerband, Nicolas Albrecht-Bindseil hat einen interessanten Vortrag über die Diakonische Hausgemeinschaft in Heidelberg gehalten und



wir sahen einen Film von Menschen mit Behinderung, die darstellten, wie sie sich Kirche vorstellen. Am Nachmittag konnte man sich einen Workshop aussuchen: Tanzen mit und ohne Rollstuhl, Theater spielen, Kartons bemalen, Singen und Gebärdensprache standen auf dem Programm, oder ein Gespräch mit Albrecht-Bindseil. Danach feierten wir alle zusammen Gottesdienst; die Ergebnisse aus den Workshops fanden darin ihren Platz. So haben wir zum Beispiel aus den bemalten Kartons ein Haus gebaut – „Gott baut sein Haus – wir bauen mit“, wissen Sie... Und diese kreativen Elemente wie Bilder oder Musik, die sprechen Menschen mit Behinderung einfach stark an, das wollten wir vermitteln. Das haben wir in den letzten beiden Jahren so ähnlich gemacht. Wir hoffen, dass die Erfahrungen, die die Teilnehmer machen, in zukünftige Gottesdienste einfließen werden.

Welchen Eindruck haben Sie vom letzten Jahr mitgenommen?

Schatz: Es war ein wunderschöner Tag, die Stimmung war sehr gut. Ich habe den inklusiven Gottesdienst als sehr ansprechend erlebt. Die behinderten Menschen feiern leidenschaftlicher, war mein Eindruck, die Spiritualität geht tiefer, da ist nichts aufgesetzt. Das waren wirklich ganz besondere Momente für mich, auch die sonstigen Begegnungen, da war so viel große Freude spürbar. Oft haben die Menschen mit geistiger Behinderung eine so optimistische Lebenshaltung, das ist erstaunlich.

Welches sind die Schwierigkeiten, auf die Sie stoßen?

Schatz: Leider hatten wir keine Anmeldungen von Kirchengemeinderäten oder Pfarrern, außer den einladenden. Es waren wieder hauptsächlich Leute, die sowieso schon mit dem Thema zu tun haben. Das ist so schade, denn wir haben ein wunderbares Programm. Aber wir werden auf alle Fälle weitermachen, wir wollen Außenstehende erreichen, wir werden eben in den nächsten Jahren noch an den Formen feilen.

Mit welchem Gefühl gehen Sie in den nächsten Begegnungstag?

Schatz: Ich freue mich drauf! Ich werde schon morgens an der Kasse meinen Spaß haben. Nicht nur die einzelnen Stationen sind schön, die ganzen Begegnungen. Und auf den inklusiven Gottesdienst freue ich mich ganz besonders, wenn man das einmal erlebt hat, will man es immer wieder erleben. Das würden wir gerne den Leuten von außen zeigen.

Das Vorbereitungsteam für den Begegnungstag 2011 bestand aus Sabine Ewert, Leonberg; Pfarrerin Elke Theurer-Vogt, Markgröningen; Friedhelm Boderke, Neresheim; Christof Lotthammer, Wilhelmsdorf; Bernd Schatz, Diakonisches Werk Württemberg; Pfarrer Joachim Rückle, DWW. Das Team wurde unterstützt von Mitgliedern der Kirchengemeinde in Ravensburg sowie den Außenwohngruppen der Zieglerschen und der Arche-Gemeinschaft.

Carola Eißler



Psychisch Kranke in Gastfamilien

Die Haustür bleibt offen

Die Haustür steht einfach offen. Jeder kann das ehemalige Bauernhaus mit den braunen Fensterläden in Jettingen betreten. Eine steile Treppe führt hoch, ins Wohnzimmer der Familie Johnson. „Hallo, wie geht’s?“ Seckin Johnson, 36, ist gerade dabei, den Kaffeetisch zu decken. Ihr schwarzer Pudel Bella begrüßt die Besucher stürmisch, bellt und springt herum. Tochter Sheila, 10, flitzt und lässt die Espressomaschine für die Ankommenden laufen, zu denen Monika Bachmeier gehört, Fachkraft für Betreutes Wohnen bei der Evangelischen Gesellschaft (eva) in Stuttgart. „Oh, Frau Johnson, Sie haben wieder leckeren Käsekuchen gebacken!“, freut sie sich und fügt hinzu: „Hier gibt es immer reichlich zu essen!“ In der Tat, der Tisch biegt sich fast unter der Last der Kuchen, süßen Stückchen und Kekse. Ein riesiger Spiegel mit verziertem Goldrand hängt an der Wand über dem Büfett; er reflektiert das Sonnenlicht. Schön hell ist das.

► „Familie Johnson hat vor neun Jahren Andrea Cichos und ihre Tochter aufgenommen“, berichtet Monika Bachmeier. „Jessica war damals fünf. Die beiden haben im Weraheim gelebt, einer Mutter-Kind-Einrichtung in Stuttgart. Aber irgendwann war klar, dass Frau Cichos nicht alleine klarkommen würde. Sie hat eine Lernbehinderung und immer wieder depressive Phasen. Sie hätte Jessica emotional nicht das bieten können, was ein Kind braucht. Ewig konnten sie aber nicht im Weraheim bleiben und trennen wollte man die beiden auch nicht, die Alternative wäre eine Pflegefamilie für Jessi gewesen. So ist man auf uns zugekommen.“ Der eva gelingt es immer wieder, mit entsprechend intensiver Betreuung, psychisch kranke Menschen in Familien zu vermitteln. Vor allem, was Mütter mit Kindern angeht, gibt es wenige Teams in Deutschland, die auf diesem Gebiet so viel Erfahrung haben wie die eva.

Seckin Johnson ist 36 Jahre alt und mit fünfzehn aus der Türkei hierhergekommen. Ihr Mann, ein Deutsch-Amerikaner, ist Elektriker und hat eine Reinigungsfirma. Die zierliche Frau schmeißt einen Sieben-Personen-Haushalt, denn zu Andrea und Jessica Cichos kommen noch ihre

eigenen drei Kinder im Alter zwischen fünfzehn und sieben Jahren: Dilan, Sheila und Deniz. Gerade betreten die beiden Teenies Jessica, 14, und Dilan, 15, den Raum, eine hübscher als die andere. „Ich hab’s endlich geblickt in Mathe“, lässt Jessica wissen. Sie kommt von einer Freundin, mit der sie auf die Mathearbeit morgen gelernt hat. Frau Bachmeier schmunzelt. „Die guten Noten zeigst du immer der Seckin, und die schlechten der Mama, stimmt’s?“ Jessica grinst, sagt gar nichts und nimmt sich einen Keks. „Ja, und meine Kinder zeigen mir die guten Noten – und die

schlechten der Oma“, lacht Seckin Johnson. „Am Anfang war es für Jessica gar nicht so leicht zu wissen, zu wem sie gehen sollte, wenn sie ein Problem hat“, berichtet Bachmeier. „Sie musste sich erst wieder in die Kinderrolle finden. Sie hatte als kleines Kind schon unheimlich viel Verantwortung für ihre Mutter übernommen. Das tut Kindern nicht gut.“ Aber jetzt ist klar, dass Seckin Johnson ihre Ansprechpartnerin ist, wenn sie sich krank fühlt oder Hilfe braucht. Arbeiten oder sonstige Nachrichten aus der Schule unterschreibt Seckin Johnson und zeigt sie Jessicas Mama. „Wenn man eine Mutter mit ihrem Kind

aufnimmt, hat das eine eigene Dynamik“, weiß Bachmeier, „das ist anders, als wenn man sich ‚nur‘ um ein Pflegekind kümmern muss.“

„Die richtige Passung zwischen Familie und Gast ist entscheidend“, erzählt Bachmeier weiter, „bis zu einer Woche lang wird ausprobiert, wie’s einem geht, wenn man sich morgens unfrisiert auf dem Weg ins Bad begegnet.“ In der Tat war der Anfang schwierig, berichten die beiden Frauen: „Andrea hatte überhaupt keinen Antrieb, immer musste ich sagen: Morgen musst du frische Sachen anziehen oder duschen... nach sechs bis zwölf Monaten hat sich das einigermaßen gelegt, aber es ist heute noch manchmal ein Thema“, erzählt Seckin Johnson. Und Jessica vermisste ihre Freundinnen aus dem Weraheim, tat sich im Kindergarten etwas

Robert Kleinheitz:

Inklusion ist wichtig. Sie sollte nur in Baden-Württemberg bald richtig umgesetzt werden.





Die richtige Passung zwischen Familie und Gast ist entscheidend.

schwer ... Mittlerweile findet sie aber die Schule „cool“, sie will Friseurin oder Hebamme werden, und sie hat in der nur ein Jahr älteren Dilan eine neue Freundin und Schwester gefunden. Die beiden haben seit kurzem jede ein Zimmer – das Haus hat acht Räume und zwei Bäder – aber sie vermissen sich und möchten wieder in einem Raum schlafen.

Die Tür geht auf und Andrea Cichos kommt von der Arbeit nach Hause. Sie ist bei der Firma Femos in der Hauswirtschaft beschäftigt. „Ich bin froh, dass ich nach einem Praktikum dort bleiben konnte. Ich verdiene gutes Geld.“ Man spürt ihren Stolz. Seit kurzem hat sie einen Freund, das macht sie richtig glücklich. „Ich sage aber manchmal zu ihr: ‚Morgen fährst du mit Jessica nach Herrenberg!‘, damit sie sich auch noch

Zeit nimmt für ihre Tochter und nicht nur für ihren Freund“, berichtet Seckin Johnson. Was ist eigentlich das Beste daran, hier zu sein? Andrea Cichos zögert keine Sekunde: „Dass ich mit Jessi zusammen sein kann!“ Sie strahlt ihre Tochter an.

„Frau Johnson hat eine **unglaubliche Geduld und Kraft**. Auch in schwierigen Zeiten gelingt es ihr jeden Tag aufs Neue, eine freundliche Haltung zu entwickeln.“ Bachmeier ist voll des Lobes über die Frau, die jedes Jahr die gesamte Familie schnappt und für vier Wochen in die Türkei fährt – mit Jessica. „Nur die Mama war noch nicht mit, aber nächstes Jahr traut sie sich vielleicht“, erzählt das Mädchen, das mittlerweile so gut Türkisch kann, dass sie die Beste beim Lesen in der türkischen Schule war, die sie ganz selbstverständlich, wenn auch unregelmäßig,

besucht – auch den Koranunterricht. Wie geht das eigentlich gut – so viele Kulturen und Sprachen in einer Familie? Es ist bemerkenswert, auf wie viel echtes Unverständnis diese Frage stößt. Wieso soll das ein Problem sein? Nach einer Weile einigt man sich darauf, dass nur die deutsche Oma manchmal schimpft, wenn die Kinder viel Türkisch reden – „weil sie’s halt nicht versteht“. – „Nee, die kann doch gut Türkisch!“ – allen in der Familie bleibt es also ein Rätsel, was mit jemandem los ist, der ein Problem damit hat, dass in einer Familie deutsch, englisch und türkisch gesprochen wird oder dass seit Jessicas Ankunft nicht nur sämtliche islamischen Feste, sondern auch die christlichen gefeiert werden ... „Mein Vater hat zwei Pflegekinder aufgenommen, dazu noch Kinder in Tagespflege – und das, obwohl wir schon zehn Kinder waren. Mit fünfzehn Jahren habe ich mir gesagt: Ich will das auch so machen!“, erzählt Seckin Johnson über ihre Motivation. Sie geht ruhig und liebevoll mit den Kindern um, nimmt sie in den Arm, hört zu, wenn sie erzählen ... „Sie ist in sich ganz klar: Helfen ist etwas Selbstverständliches für sie.“ Monika Bachmeier freut sich sehr, dass es Menschen wie sie gibt.

Die Frau von der eva hat ihren Besuch beendet. Macht jemand die Tür hinter ihr zu? Nein. Diese Haustür bleibt einfach offen.

Carola Eißler

Psychisch kranke Menschen in Gastfamilien

Die Evangelische Gesellschaft in Stuttgart bietet an, für Menschen mit psychischen Problemen Familien zu finden, die sie aufnehmen. Sowohl die Gastfamilie als auch der Gast werden intensiv betreut. Neue Kontakte, ein Leben mit einem höheren Maß an persönlicher Freiheit als in einer Einrichtung, aber auch Unterstützung und Begleitung im Alltag – all das macht die Lebensqualität aus, wenn man als psychisch kranker Mensch in eine Familie aufgenommen wird. Bei Müttern mit Kindern kommt erleichternd hinzu, dass sie nicht von ihrem Nachwuchs getrennt leben müssen. Die Fachkräfte der eva sind Ansprechpartner auch für sämtliche Ämter, wie das Jugendamt z. B. Das Angebot gilt für die Landkreise Stuttgart, Esslingen, Böblingen und Göppingen.

Geistig Behinderte im Fußballteam

Flitzen und schwitzen

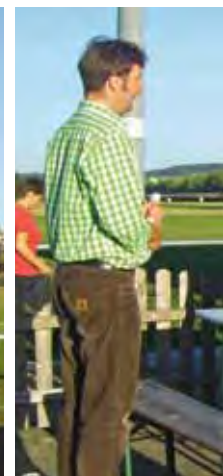
„Ja!, Ja!“ schallt es über den Sportplatz, „Nein!, Nein!“, hält jemand sofort dagegen. Die OH-Flitzer Heilbronn sind beim Fußball-Training und voll bei der Sache. OH steht für „Offene Hilfen“ und „Flitzer“ steht für ... nein, nicht für die Herren, die bei großen Sportveranstaltungen gerne mal kurzzeitig und unbekleidet über den Rasen sprinten, um sich Aufmerksamkeit zu sichern: Bei den OH-Flitzern reimt sich „flitzen“ auf „schwitzen“: Hier wird ehrlich auf dem Platz gerackert und gerannt. Hier fließt Schweiß – und zwar 90 Minuten lang.

► Und deswegen steht auf dem Bier Tisch neben dem Platz auch der neueste Pokal, den die Mannschaft bei einem Turnier am Wochenende errungen hat. „Davon haben wir schon weitere fünfzehn im Büro“, erzählt stolz Hartmut Seitz-Bay, der Geschäftsführer der Offenen Hilfen in Heilbronn. Die Flitzer sind eine **Mannschaft von Männern mit geistiger Behinderung**. Sie sind richtig gut. „Allerdings funktioniert die Inklusion von einzelnen Fußballern mit Behinderung in eine ganz ‚normale‘ Mannschaft nicht“, erzählt Seitz-Bay. „Dort geht es noch viel mehr um Leistung. Da wird einfach jeder, der diese Leistung nicht bringt, aussortiert. Aber unsere Mannschaft ist ganz offiziell Mitglied beim SSV Klingenberg. Wir versuchen ins Vereinsleben einzutauchen, auch wenn das nicht immer einfach ist.“ Hier beim SSV wird gelebt, was auch sonst die Strategie der Offenen Hilfen in Heilbronn ist: „Wir wollen da sein, wo die anderen auch sind. All unsere Kurse und Veranstaltungen finden zum Beispiel in Jugend- und Gemeindehäusern, Schulen oder auch mal in der Disco statt“, berichtet Oliver Ertl, der in der Abteilung Bildung, Freizeit und Kultur der OH arbeitet. „Da ergeben sich von ganz alleine Kontakte. Wir haben schon oft erlebt, dass irgendwann die Leute auf uns zukommen und fragen: ‚Hey, sollen wir mal was zusammen machen?‘“ So zum Beispiel das große Spiel- und Sportfest, das mit dem TSV Flein zusammen organisiert wird. „Vier- bis fünfhundert Kinder kommen dann, Menschen mit und ohne Behinderung können sich da begegnen.“

Barfußpark, Kinderschminken ... das Angebot ist vielfältig an diesem Tag und den beiden Männern ist anzumerken, wie sehr ihnen gerade diese Sache am Herzen liegt. „Ja, denn dort sind die Menschen mit Behinderung schon bei der Vorbereitung dabei, am Tag selbst verkaufen sie zum Beispiel Würste: Sonst sind sie immer in der Rolle der Nehmenden, aber an diesem Tag ändert sich das – wir können uns kaum retten vor Helfern“, schmunzelt Seitz-Bay.

Die Sonne steht schon tief über dem Sportplatz, der idyllisch von hohen Pappeln eingerahmt wird. Die Mannschaft macht Schluss für heute und setzt sich auf die Bierbänke am

Rand, denn etwas Besonderes steht heute noch an: Gerhard Schulz bekommt feierlich eine Ehrenurkunde für zehnjährige Mitgliedschaft überreicht. Herzlicher Beifall aller Männer brandet auf. Auch Steffen Teich, 27, wird bald zehn Jahre dabei sein. „Wieso macht man hier eigentlich mit?“ – „Weil's Spaß macht“, ist er sich einig mit Timon Müller, 22. „Ich finde das Aufwärmen gut, die Spiele und das Torschusstraining“, erklärt Marc Wespel, 26. „**Die Stimmung ist gut**“, findet Teich, „das sind echt gute Kollegen hier“. Und Müller und Wespel erzählen: „Die Turniere machen besonderen Spaß – letztes Jahr haben wir sogar bei den Special Olympics in Bremen



Die Stimmung bei den OH-Flitzern ist gut.



Hartmut Seitz-Bay,
Geschäftsführer der Offenen
Hilfen, ehrt den Spieler
Gerhard Schulz für 10-jährige
Mitgliedschaft bei den
OH-Flitzern.

mitgespielt. Wir haben gegen Mannschaften aus ganz Deutschland gekämpft. Und am schönsten war es, abends in der Hotelbar Fußball-WM zu gucken.“ Einen respektablen fünften Platz konnten sie erringen. Sponsoren hatten den zehn Spielern und ihren Trainern ermöglicht teilzunehmen.

Einer dieser Trainer ist Gregor Hanselmann: „Ich kann eine Entwicklung sehen, das freut mich: Am Anfang gab es viel Ich-Bezogenheit, jetzt treten wir eher als Team auf. Die Frage: ‚Wer hat das Tor geschossen?‘ ist nicht so wichtig – jetzt wird auch geschaut, wer die Vorarbeit geleistet hat!“ – „Es macht mir einen Riesen-

spaß zu sehen, wie die Mannschaft zusammenwächst“, ergänzt Klaus-Peter Hertlein, der zweite Coach, der gerade dabei ist, die Fußbälle in einem riesigen Netz zu verstauen, das er sich über die Schulter schwingt. „Inklusion heißt nicht, dass in jeder gesellschaftlichen Gruppe ein ‚Quotenbehinderter‘ dabei sein muss“, meint Seitz-Bay, „aber innerhalb der Gesellschaft muss es einen Raum geben für behinderte Gruppen.“ Er hat bemerkt: „Ganz wichtig ist es, Augenhöhe herzustellen. Was erstaunlich gut gelingt, sind die Begegnungen in regionalen Gruppen, wie bei den Modelleisenbahnern oder den Weizenbierfreunden. Auch mit den Motorradfreunden in Heilbronn haben wir hervorragende Erfahrungen gemacht. Die spenden alle seit Jahren für uns, wir machen gemeinsame Feste und Ausflüge – wenn unsere Leute

im Seitenwagen mitfahren dürfen, dann ist das was ganz Besonderes für sie. Auch die nicht so bürgerlichen Bauern und Handwerker finden oft einen unkomplizierteren Zugang. Die sind rustikaler, aber unverkrampfter, das tut unseren Leuten gut.“

„Und jetzt noch ein Gruppenfoto – alle, die, ohne sich zu verletzen, wieder aufstehen können, müssen sich vorne hinknien!“, lacht Gregor Hanselmann, bevor er die Mannschaft verabschiedet: „Bis nächste Woche also!“ Dann wird wieder geflitzt. Und geschwitzt ...

Carola Eißler

Was sind die „Offenen Hilfen“?

Die Offenen Hilfen bündeln alle ambulanten sozialen Dienstleistungen für Menschen mit Beeinträchtigungen und ihre Familien. Ihr Ziel ist es, ein Leben außerhalb einer stationären Einrichtung zu gewährleisten, mit so viel Selbstbestimmung wie möglich. 2012 konnten die OH Heilbronn insgesamt 104 Kurse, Tagesausflüge und Aktionstage anbieten; Lebensfreude und Abwechslung entstehen beim gemeinsamen Kegeln, Schwimmen, Kochen, Kreativsein, Tanzen, Kicken – und vielem mehr ... Die OH leisten seit 15 Jahren Assistenz beim Wohnen; es gibt Beratungsangebote für Familien, Familiencoaching, einen familienunterstützenden Dienst und das Projekt „Hand in Hand zum Unruhestand“, bei dem ältere behinderte Menschen in ihrer Selbstständigkeit gefördert werden. Die OH Heilbronn sind eine GmbH; gleichberechtigte Gesellschafter sind die Evangelische Stiftung Lichtenstern, die Beschützenden Werkstätten in Heilbronn und die Lebenshilfe in Heilbronn und Eppingen. Die OH sind Mitglied im Diakonischen Werk Württemberg und bieten sowohl Bufdi- als auch FSJ-Stellen an.





Nachhaltiges Handeln

Aus Liebe zu Gott und seiner **Schöpfung**

Der Mensch hat von Gott den Auftrag, die Schöpfung zu bebauen und zu bewahren. Für die Evangelische Landeskirche in Württemberg stehen nachhaltiges Handeln und Schutz der Umwelt deshalb ganz oben auf der Agenda.

► Die Bewahrung der Erde als Lebensgrundlage für zukünftige Generationen ist für Hans-Herrmann Böhm, den langjährigen Umweltbeauftragten der Evangelischen Landeskirche in Württemberg, ein christlicher Auftrag. **„Nachhaltiges Handeln kommt aus der Liebe zu Gott und seiner Schöpfung“**, sagt der Agrarbiologe und promovierte Gewässerkundler, der über 20 Jahre lange das Engagement der Landeskirche für die Umwelt prägte. Bereits 1994 verabschiedete die Synode ökologische Leitlinien für die Landeskirche, in denen die Verantwortung für die Schöpfung konkretisiert wurde. Diese legten auch die theologischen Grundlagen für den kirchlichen Natur- und Umweltschutz. Nicht umsonst sei der Umweltbeauftragte dem Dezernat „Theologie und weltweite Kirche“ angegliedert, erklärt Böhms Mitarbeiter Benedikt Osiw. Ein Beleg dafür, dass die Landeskirche nachhaltiges Handeln eindeutig theologisch begründe. Im Jahr 2011 wurden die

Leitlinien überarbeitet, „dabei wurde natürlich auch theologisch neu nachgedacht“.

In den Leitlinien „Nachhaltig handeln in der Landeskirche“ werden jetzt ökologische, soziale und ökonomische Fragestellungen verknüpft, „dabei geht es jetzt nicht mehr um reinen Umweltschutz, sondern um Nachhaltigkeit in allen Bereichen“, erklärt Osiw. Für die Kirche werde das Thema so noch mehr zur **Querschnittsaufgabe**, in die stärker als bisher auch die Verwaltung einbezogen werden müsse. Keine leichte Aufgabe, die sich die Landeskirche hier gesetzt hat: „Nachhaltig handeln ist manchmal ziemlich kompliziert“, sagt Osiw. Früher reichte es aus, im Schreibwarengeschäft einfach nach dem Paket mit dem Recyclingpapier zu greifen, heute müsse bei der Kaufentscheidung berücksichtigt werden, unter welchen Bedingungen das Papier produziert worden ist, entscheidend seien zum Beispiel die Arbeitsbedingungen der Mitarbeiter in der Produktionskette.

Nachhaltiges Handeln im Jahr 2011 – für die Landeskirche und alle Beteiligten bedeutet das einen gewissen Aufwand, der aber auch Einsparpotenziale aufzeige. Erste Schritte aber sind bereits getan: So sollen zum Beispiel bis 2013 alle rund 2.000 Computer in den Pfarrämtern mit Energiesparfunktionen ausgerüstet werden. In alle Ausschreibungsrichtlinien sollen zudem künftig ökologische und soziale Anforderungen aufgenommen werden.

Die Landeskirche orientiert sich an den Vorgaben der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), den Treibhausgasausstoß bis 2015 um ein Viertel zu senken, gemessen am Ausgangsjahr 2005. Im Jahr 2011 hat die Landeskirche begonnen, ein **Klimaschutzkonzept** zu erarbeiten, mit dem überprüft wird, ob die bisherigen Maßnahmen ausreichen und welche weiteren Schritte noch notwendig sind. „Wenn die Kirche glaubwürdig handeln will, muss sie auch energietechnisch vor der

eigenen Tür kehren“, sagt Oberkirchenrat Ulrich Heckel, der die kirchliche Steuerungsgruppe leitet. Oberkirchenrat Hans-Peter Duncker ergänzt: „Wir wollen als Kirchenleitung Vorbild für unsere Gemeindeglieder und Mitmenschen sein, die insgesamt eine hundertfache Wirkung in die Gesellschaft auslösen können.“

In zahlreichen Projekten und Initiativen machen sich Kirche und Gemeinden in Württemberg schon seit langem für die Schöpfung stark: So haben über 100 Gemeinden inzwischen das Zertifikat des „Grünen Gockels“, das konform ist mit der Europäischen Verordnung EMAS (eco management and audit scheme), aber die Besonderheiten einer Kirchengemeinde berücksichtigt. Gemeinden, die das Zertifikat bekommen möchten, müssen umweltbewusstes Handeln in allen Strukturen und Abläufen verankern. „Da ist die Landeskirche Vorreiter“, versichern Böhmer und Osiw zufrieden und verweisen auf die Vorbildfunktion der Kirche: „Wenn wir

mit gutem Beispiel vorangehen, dann hat das Auswirkungen auf unsere Gemeindeglieder und auf die Gesellschaft insgesamt.“

Seit dem Jahr 2009 bietet die Landeskirche außerdem das einfachere „Energiemanagement“ an, an dem sich mittlerweile rund ein Drittel der Gemeinden beteiligen. Für die Gemeinden bedeutet das: Monatlich erfassen sie ihren Energieverbrauch und überprüfen einmal im Jahr gemeinsam, an welcher Stelle sie Heizöl, Gas, Holzpellets oder Strom einsparen können. Dabei geht es nicht um bauliche Maßnahmen, sondern um ganz Praktisches: Braucht das Gemeindezentrum wirklich drei Kühlschränke? Können wir den Gottesdienst von Januar bis April ins Gemeindezentrum verlegen, weil die Kirche schwer zu heizen ist? Ist es vorstellbar, die Temperatur in der Kirche generell zu senken? „Mit kleinen Maßnahmen lässt sich da viel erreichen“, versichert Osiw und nennt ein Beispiel: Wer die Kirchentemperatur um ein Grad absenke,

könnte bereits 16 Prozent Energie einsparen, „das lohnt sich finanziell und für die Umwelt“.

Ein Mal im Jahr feiert die Evangelische Landeskirche in Württemberg mittlerweile die Schöpfung: An jedem ersten Freitag im September begeht sie zusammen mit den Mitgliedern der „Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Deutschland“ (ACK) den „Tag der Schöpfung“. 2012 erwartet die württembergischen Protestanten da ein besonderes Highlight: Die Schöpfungsfeier wird im kommenden Jahr bei der Landesgartenschau in Nagold stattfinden und zwar als deutschlandweiter Tag der Schöpfung aller ACK-Kirchen. Solche Feste, so der ehemalige Umweltbeauftragte Böhmer, seien Teil des kirchlichen Engagements für Umweltschutz und Nachhaltigkeit, denn dabei gehe es schließlich darum, die Vielfalt der Schöpfung wahrzunehmen, sich für deren Erhalt einzusetzen und darin den Schöpfer zu ehren.

Angelika Hensolt

Kirchliche Energieberatung

Energiesparen, aber wie?

Wilhelm Keßler berät Kirchengemeinden bei der energetischen Gebäudesanierung. Alle württembergischen Kirchengemeinden, die den Energieverbrauch in ihren Gebäuden senken möchten und Informationen zu technischen oder baulichen Energiesparmaßnahmen benötigen, können sich an den Energieberater wenden. Angelika Hensolt im Gespräch mit Wilhelm Keßler.

Herr Keßler, was genau macht ein landeskirchlicher Energieberater?

Keßler: Ich prüfe, welche Gebäude wie viel Energie benötigen und wo mit dem geringsten Aufwand die größten Einsparpotenziale zu erreichen sind. In erster Linie berate ich die Kirchengemeinden, bei denen sowieso eine Gebäudesanierung ansteht, wie sie eine energetische Verbesserung erreichen können.

Welche Möglichkeiten gibt es, Kirchen und Gemeindehäuser energiesparender zu machen?

Keßler: Kirchengemeinden können für ihre Gebäude alle Möglichkeiten nutzen, die auch für Wohn- oder Geschäftshäuser bestehen: Wärmedämmung von Dach oder Wänden oder technische Maßnahmen, zum Beispiel bei der Heizung. Sie können aber natürlich auch verstärkt regenerative Energien nutzen, zum Beispiel durch eine Pelletheizung oder eine Solaranlage.

Wie unterstützt die Landeskirche solche energetischen Sanierungen?

Keßler: Es gibt einen finanziellen Zuschuss der Landeskirche, dabei werden maximal 50 Prozent der Mehrkosten übernommen, die durch

die energetische Sanierung entstehen. Die Synode hat zudem einmalig 15 Millionen Euro für die Pfarrhaus-Sanierung zur Verfügung gestellt. Ob und wie sehr sich Investitionen in Energiesparmaßnahmen finanziell auszahlen, ist von Kirchengemeinde zu Kirchengemeinde verschieden.

Noch ist ein Großteil der kirchlichen Altbauten energetisch nicht auf dem neuesten Stand. Wie wird die Entwicklung weitergehen?

Keßler: Wir werden uns in den nächsten Jahren deshalb immer wieder die Frage stellen müssen, welche Gebäude wir in Zukunft noch benötigen und wie wir diese kirchlichen Immobilien dann entsprechend sanieren können. Nicht alles, was momentan wünschenswert erscheint, ist finanziell auch machbar, aber die Landeskirche und viele Kirchengemeinden sind bereit, in Energiesparmaßnahmen zu investieren.



Wilhelm Keßler

Grüner Gockel

CO₂-Fußabdruck auf null

Die Evangelische Kirchengemeinde Kißlegg wurde als erste Kirchengemeinde Europas mit dem europäischen Umweltsiegel „EMAS“ zertifiziert. Der „Grüne Gockel“, wie das Umweltmanagement mit der EMAS-Zertifizierung in der Evangelischen Landeskirche in Württemberg heißt, thront zwar nicht auf dem Dach der evangelischen Kirche in Kißlegg, er ist aber dennoch eines der Wahrzeichen der Gemeinde in Oberschwaben.

► Schon seit dem Jahr 2000 haben sich die etwa 1.000 Kißlegger Protestanten dem Umweltschutz verschrieben, erzählt Hartmut Wauer. „Das war für die Kirchengemeinde schon ein mentales Wagnis“, sagt der Kirchengemeinderat und ergänzt, „wir mussten damals komplett neue Wege betreten.“ Denn die EMAS-Zertifizierung stellt hohe Anforderungen an die Kirchengemeinden – nicht nur ein Mal, sondern immer wieder müssen diese sich mit ihrem Umweltmanagement auseinandersetzen und regelmäßig neue Ziele definieren, deren Umsetzung dann auch regelmäßig überprüft wird. Seit 2002 hat die Kirchengemeinde den „Grünen Gockel“ – so wie mittlerweile sind über 100 andere württembergische evangelische Kirchengemeinden.

Koordiniert wird der Einsatz für Nachhaltigkeit und Umweltschutz in den Gemeinden von einem ehrenamtlichen Umweltteam, zu dem in Kißlegg auch Hartmut Wauer gehört. Das Team muss sich mit vielen Fragen beschäftigen, erzählt der

Experte und nennt nur einige Beispiele: „Auf welche Weise können wir die Wärmeenergie reduzieren? Woher bekommen wir unser Kopierpapier? Kann der Pfarrer Besuche statt wie bisher mit dem Auto künftig mit dem Fahrrad absolvieren?“ **Beim Umweltschutz sei Kreativität gefragt**, sagt Wauer. Und die kommt in Kißlegg von ganz unterschiedlichen Menschen, denn über das Engagement für die Schöpfung ist es der Gemeinde gelungen, Mitarbeiter zu gewinnen, die sich früher selten oder gar nicht in der Kirche blicken ließen. Die setzen sich inzwischen nicht nur im Umweltteam ein, sondern nehmen auch am Gemeindeleben teil. „Unser Bemühen um Umweltverträglichkeit zielt auf diese Weise nach außen“, ist Wauer überzeugt.

Fast zehn Jahre nach der Zertifizierung ist man in Kißlegg ein ganzes Stück weitergekommen: Die Gemeinde hat ein energieeffizientes Gemeindehaus gebaut und hat es geschafft, ihren Energieverbrauch auf ein Mindestmaß zu

reduzieren. „Mehr geht nicht“, sagt Kirchengemeinderat Wauer. Deshalb sucht die Gemeinde nach neuen Möglichkeiten, sich für Klimaschutz einzusetzen: Bis **2015 soll ihr CO₂-Fußabdruck auf null** reduziert werden. Um das zu erreichen, müssen die Kißlegger Protestanten die Emissionen, die sie erzeugen, kompensieren. „Anders geht es nicht, sonst müssten wir zum Beispiel die Heizung in der Kirche komplett abschalten und dann würde keiner mehr zum Gottesdienst kommen“, lacht Wauer, „das wäre dann aber wohl der falsche Weg.“ Also überlegt die Kirchengemeinde beispielsweise, zum Ausgleich eine Streuobstwiese im Ort anzulegen oder durch Unterstützung von Umweltschutz- oder Aufforstungsprojekten den eigenen CO₂-Fußabdruck zu kompensieren. Auch in den kommenden Jahren wird der „Grüne Gockel“ Hartmut Wauer und seinen Mitstreiterinnen und Mitstreitern deshalb einiges an Arbeit abverlangen.

Angelika Hensolt



Seit 2002 hat die Evangelische Kirchengemeinde Kißlegg den „Grünen Gockel“.

Naturschutzpreis

Vielfältige Segensfülle im Pfarrgarten

Für ihren Einsatz für die Artenvielfalt ist die Evangelische Gesamtkirchengemeinde Großaltdorf-Lorenzenzimmern (Dekanat Schwäbisch Hall) in Zusammenarbeit mit dem Ortschaftsrat mit dem Landesnaturschutzpreis ausgezeichnet worden.

► Wenn Bernd Hofmann durch seinen Pfarrgarten spaziert – vorbei am liebevoll angelegten Steingarten, in dem Wildtulpen, Küchenschellen, wilde Pfingstrosen und Ginster blühen, zum Schmetterlings-Wildbienen-saum und Feldblumenbeet, in dem Mohn, Kornblumen oder Rittersporn in voller Blüte stehen – und dabei vielfältige Insekten Nektar saugen und Pollen sammeln, dann ist das für den Großaltdorfer Pfarrer ein „Ausdruck von Segensfülle“. 2003 wurde der Pfarrgarten komplett neu angelegt, auf Hofmanns Initiative hin naturnah mit Wildblumen – entsprechend den ökologischen Leitlinien der Landeskirche und entsprechend Hofmanns persönlichem Naturschutzanliegen. Das Engagement für die Artenvielfalt ist für den Pfarrer ein theologisch begründeter Auftrag, der unter anderem in Psalm 104 und 1. Mose 1 festgehalten ist: „Schon hier wird mit dem mehrmaligen Ausdruck ‚ein jedes nach seiner Art‘ betont, dass Gott eine Vielfalt von Pflanzen und Tierarten schafft und später in der Arche Noah erhält“, erklärt er.

2007 baute die Kirchengemeinde ihren Einsatz für Artenvielfalt noch aus und beteiligt sich seitdem zusammen mit der Kommune an der NABU-Initiative „Kultur-Natur blüht auf!“, die auch von der Landeskirche unterstützt wird. Ziel der Initiative: Die **artenreiche bäuerliche Kulturlandschaft soll erhalten werden** und neu aufblühen. Und dafür haben sich die Gemeindeglieder einiges ausgedacht: Brautpaare können zum Beispiel einen Apfelbaum einer alten heimischen Sorte spendieren und auf kirchlichen Grundstücken pflanzen, eine von Verbuschung

bedrohte Hangwiese der Pfarrgutsverwaltung wird inzwischen durch Angusrinder beweidet; außerdem pflegen die Ehrenamtlichen mittlerweile einen mit Wildblumen begrüntem Parkplatz und eine kommunale Streuobstwiese, die mit einer Heumulchsaat von einer artenreichen Wiese aufgewertet wurde. Für die Förderung der heimischen Artenvielfalt durch den naturnahen Pfarrgarten und die Beteiligung an der landesweiten NABU-Initiative haben Kirchengemeinde und Kommune im Jahr 2010 als einer von vier Preisträgern den mit 15.000 Euro dotierten Landesnaturschutzpreis bekommen. Das Preisgeld, erklärt Hofmann, soll jetzt wieder in den Naturschutz investiert werden: Landwirte, die auf manchen Ackerrandstreifen künftig Wildblumen eine Überlebenschance geben, weil sie dort keine Herbizide mehr spritzen, bekommen einen Zuschuss für eine Feldblumeneinsaat.

Angelika Hensolt

Mehr Informationen zum Landesnaturschutzpreis unter: www.stiftung-naturschutz-bw.de.

Hilfe für Japan**Herr des eigenen Schicksals werden**

Die Evangelische Landeskirche in Württemberg und das Evangelische Missionswerk in Südwestdeutschland unterstützen Japan nach der Atomkatastrophe von Fukushima.

► Am 11. März 2011 bebte in Japan die Erde, kurze Zeit nach dem schwersten Erdbeben in der Geschichte des Landes überflutete ein Tsunami Teile des Landes, tausende Menschen starben in den Wassermassen. Im Atomkraftwerk Fukushima kam es daraufhin zum Supergau, große Mengen an Radioaktivität wurden frei, die Region rund um die Reaktoren ist seitdem nuklear verseucht. An die 80.000 Menschen haben das Gebiet verlassen, noch immer ist unklar, wann und ob sie wieder in ihre Heimat zurückkehren können. Mit dem zerstörten, strahlenden Atomkraftwerk Fukushima wird das Land wohl noch Jahrzehnte zu kämpfen haben und der Wiederaufbau der von Wasser und Erbeben zerstörten Städte geht nur langsam voran. Die Menschen in Japan sind **auf Hilfe angewiesen**: Diese leisten unter anderem die christlichen Gemeinden im Land. Unterstützung für ihre Hilfs- und Wiederaufbauprojekte bekommen sie von der württembergischen Landeskirche und dem Evangelischen Missionswerk in Südwestdeutschland (EMS). Über eine Million Euro von Landeskirche und EMS stehen dafür momentan zur Verfügung.

Im Juli waren EMS-Generalsekretär Bernhard Dinkelaker und Lutz Drescher, Verbindungsreferent Ostasien, gemeinsam in Japan unterwegs, um sich ein Bild von der Lage vor Ort zu machen. Die Folgen des Tsunami, erzählt Drescher, seien deutlich sichtbar: Die Flutwelle habe eine Vernichtungsspur bis zu fünf Kilometer ins

Landesinnere hinterlassen, der Wiederaufbau der an die 100.000 Gebäude werde Jahre dauern. Durch das Erdbeben sind zusätzlich viele Gebäude stark beschädigt und müssen dringend saniert werden. Insgesamt, so beschreibt der Experte seine Eindrücke nach der Reise, sei die Verunsicherung der Menschen in Japan riesig, vor allem weil der Atomkonzern TEPCO und die Regierung nur lückenhaft über die radioaktive Belastung und ihre Folgen informierten. Vor allem Eltern machten sich große Sorgen, ob und wie sie ihre Kinder vor der Strahlung schützen können.

Bei ihrem Besuch in der christlichen Gemeinde von Pfarrer Etsuyo Kataoka und seiner Frau Terumi in der japanischen Stadt Aizu hatten die beiden EMS-Mitarbeiter deshalb einen Geigerzähler, mit dem sich die Strahlenbelastung messen lässt, im Gepäck – finanziert mit Geldern aus Württemberg. „Als wir den überreicht haben, hatte Terumi Tränen in den Augen“, erzählt Drescher. Für die Japanerin und die Menschen in Aizu sei das Instrument, eine Chance, „wieder Herr des eigenen Schicksals zu werden“, wie es Terumi selbst formuliert habe. Die Gemeinde engagiert sich schon seit Jahren **im Kampf gegen die Atomenergie**, mittlerweile hat sich in der Stadt das „Fukushima-Netzwerk zur Rettung von Kindern vor der Strahlenbelastung“ gebildet. Mit öffentlichen Aktionen fordern die Mitglieder Transparenz, Schutzmaßnahmen und den Ausstieg aus der



[1]

Kernenergie. Die christliche Gemeinde von Pfarrer Kataoka spiele dabei eine wichtige Rolle, erklärt Drescher, denn in ihren Räumen soll ein Zentrum zur Aufklärung und Überwachung der Strahlenbelastung eingerichtet werden.

Unterstützung aus Südwestdeutschland bekommt auch das Asian Rural Institute, eine Einrichtung, in der Landwirte und Pfarrer aus ländlichen Gemeinden aus ganz Asien weitergebildet werden. Das Institut liegt innerhalb der 100-Kilometer-Zone rund um die Fukushima-Reaktoren, das Erdbeben hat zwei Gebäude zerstört, die abgerissen und neu gebaut werden müssen. Auch die Ökumenische Katastrophenhilfe in Japan, die nach dem 11. März gegründet wurde, erhält finanzielle Hilfe von Landeskirche und EMS. Die Organisation



[3]



[2]

versucht unter anderem, die Maßnahmen der japanischen Regierung zu überwachen, und macht sich für Schadenersatzforderungen und Gesundheitsvorsorge stark.

Von „schrecklichen Bildern, die wir auf unserer Reise immer wieder gesehen haben“, spricht Drescher nach seiner Reise. Bilder von zerstörten Häusern und Städten, von hilf- und hoffnungslosen Menschen. In einem „**bewundernswerten Einsatz**“ engagieren sich die Mitglieder christlicher Gemeinden im Land in unterschiedlichen Projekten – unter sehr schweren Bedingungen. „Im Emmaus Center in der Stadt Sedai beispielweise sind an die 40 Freiwillige untergebracht, die nicht nur beim Wiederaufbau der zerstörten Häuser helfen, sondern auch die Menschen seelsorgerlich

begleiten, die nach der Katastrophe traumatisiert sind. „Auch hier helfen wir finanziell“, sagt der Asienexperte und erklärt, EMS und Landeskirche förderten unter anderem kostenlosen Kindergartenbesuch und Stipendien für Kinder und Jugendliche, deren Familien Opfer der Katastrophe geworden sind, und Maßnahmen, um Ehrenamtliche zu stärken. Obwohl nur etwa ein Prozent der Japaner Christen sind, seien diese nach dem 11. März unverzichtbar für die Gesellschaft: „Die Menschen müssen die Katastrophe auch spirituell bewältigen.“ Die Botschaft, dass Gott in Christus mit den Betroffenen mitleide, könne den Opfern bei der Bewältigung helfen, ist Lutz Drescher überzeugt.

Dass sich Landeskirche und EMS in Japan engagieren, ist für Drescher eine Selbstverständlichkeit: Beide Kirchen gehören zur internationalen EMS-Gemeinschaft und es gilt,

„wenn ein Glied leidet, leiden alle anderen Glieder mit“. Zudem habe das Missionswerk nach der Katastrophe schnell und effektiv eingreifen können, denn „unsere Kontakte zu Japan und den japanischen Gemeinden sind sehr gut“. Der EMS-Besuch im Juli sei für die Betroffenen ein **wichtiges Zeichen der Anteilnahme** gewesen. Viele Menschen haben sich bei Drescher und Dinkelaker für Fürbitten und Gebete in Deutschland bedankt. Der Satz „Das hat uns getröstet“ sei immer wieder gefallen, erzählt der EMS-Mitarbeiter und die Rührung ist ihm dabei deutlich anzusehen.

Und der Einsatz für Japan ist auch über ein Jahr nach der Katastrophe nicht zu Ende: Neben der finanziellen Unterstützung, sagt Drescher, gehe es jetzt vor allem darum, dafür zu sorgen, dass die Menschen in Japan, ihre Sorgen und Ängste, nicht in Vergessenheit gerieten.

Angelika Hensolt

Eine Million Euro für Japan

Die Landessynode hat am 18. März auf ihrer Frühjahrstagung in Heidenheim beschlossen, der japanischen Partnerkirche mit einer Million Euro zu helfen. Die Summe ist in einen Fonds eingeflossen, aus dem das Evangelische Missionswerk in Südwestdeutschland (EMS) die Hilfe an die württembergische Partnerkirche verteilt. In Japan sind etwa ein Prozent der Bevölkerung Christen, davon sind 650.000 Protestanten und 500.000 Katholiken



[4]



[5]

[1] Mio Maekita, eine der freiwilligen Helferinnen, rüstet sich wie jeden Morgen für ihren Einsatz im Katastrophengebiet.

[2] EMS-Generalsekretär Bernhard Dinkelaker übergibt Terumi Kataoka einen Geigerzähler, mit dem die Strahlenbelastung messbar ist.

[3]+[4] Zerstörung durch den Tsunami: In der 160.000-Einwohner-Stadt Ishinomaki wurden 3.128 Todesopfer identifiziert, 28.000 Gebäude zerstört.

[5] Freiwillige des Emmaus Centers helfen beim Wiederaufbau und der Reinigung von zerstörten Häusern.

KSE: kirchliches Energieunternehmen

Ökumenisch, ökologisch, billig

Große Kirchen, kleine Kapellen, Pfarr- und Gemeindehäuser, Kindergärten, Krankenhäuser, Alten- und Pflegeheime oder Werkstätten für Menschen mit Behinderung: Die beiden evangelischen Landeskirchen in Württemberg und Baden, die Diözese Rottenburg-Stuttgart und die Erzdiözese Freiburg sind Besitzer zahlreicher Immobilien, die alle auch geheizt und beleuchtet, mit Energie versorgt werden müssen. Somit ist jede der vier Kirchen ein Energie-Großverbraucher. Und diese Energie gibt es nicht zum Nulltarif. In Zeiten knapper Kassen wird es umso wichtiger, Strom- und Gaspreise im Auge zu haben und günstig Energie einzukaufen – auch und gerade für kirchliche und soziale Einrichtungen. Die Gesellschaft zur Energieversorgung der kirchlichen und sozialen Einrichtungen (KSE) ist der Energieversorger der vier großen Kirchen Baden-Württembergs.

► Im Jahr 2008 haben die vier großen Kirchen Baden-Württembergs die KSE gegründet, einen kirchlichen Energieversorger, der Kirchengemeinden und kirchliche und soziale Einrichtungen von Diakonie und Caritas seit 2010 mit Strom und Erdgas beliefert. Die KSE, davon ist ihr Geschäftsführer Albert-Maria Drexler überzeugt, ist eine ökumenische Erfolgsgeschichte. Die Zusammenarbeit der vier Kirchen, lobt er, sei „beispielhaft und absolut problemlos“. Und sie nahm ihren Anfang schon vor über zehn Jahren: 1998, als die Liberalisierung des deutschen Strommarktes begann, schlossen sich rund 40 große katholische und evangelische Einrichtungen in Baden-Württemberg zusammen und beschloss, **Energie künftig gemeinsam einzukaufen**. „Damals herrschte Goldgräberstimmung“, erinnert sich Drexler. Kein Wunder also, dass die 40 Energiepioniere schnell große finanzielle Erfolge verzeichnen konnten: Gemeinsam waren sie zum Energie-Großabnehmer geworden und konnten mit dem Energieversorger über einen Rahmenvertrag gute Preise aushandeln. Und als besonderes „Schmankerl“ war der neu verhandelte „Kirchentarif“ rückwirkend gültig, so dass die Einrichtungen vom Energieversorger bis zu 100.000 Mark gutgeschrieben bekamen. „Die Freude über den unverhofften Geldsegen“, sagt Drexler und lacht, „können Sie

sich vorstellen.“ Eine Freude, an der auch die Kirchen mit ihren Gemeinden gerne teilhaben wollten. Unter Federführung des Diakonischen Werks Württemberg schlossen sich rund 4.500 evangelische und katholische Kirchengemeinden im Land dem Rahmenvertrag an und bezogen von da an ihren Strom kostengünstig von der ENBW. „Unser Vorteil war, dass wir immer sehr langfristige Rahmenverträge geschlossen haben, denn der Strompreis stieg ja eigentlich von Jahr zu Jahr“, erklärt Drexler.

Parallel dazu aber stieg auch die Zahl der Stromangebote im Land, weil die Liberalisierung des Marktes immer weiter fortschritt. Das machte es unmöglich, einen Rahmenvertrag zu schließen, dem alle über 150 baden-württembergischen Stromanbieter zustimmten. Die Kirchen beschlossen, den ökumenischen Energieerfolg durch die

KSE mit neuen Mitteln fortzusetzen. Sie wurden gleichberechtigte Gesellschafter der KSE, die sie mit jeweils 5.500 Euro Stammeinlage in die neu gegründete GmbH finanzierten. Seitdem erhält die KSE 0,04 Cent pro Kilowattstunde von jedem Kunden, „damit finanzieren alle das Unternehmen mit“, erklärt Geschäftsführer Drexler. Damit wurden die Kirchen zu



einem der größten Energieversorger im Land. Zudem verfügen sie über einen erheblichen Wettbewerbsvorteil: Die KSE kann die Energie zwar auch nicht günstiger einkaufen als andere. Aber sie kann sie etwas **billiger weitergeben**, weil sie nicht gewinnorientiert arbeitet. Einkauf und Abrechnung übernimmt die ESDG, ein Tochterunternehmen der Freiburger badenova AG – zu den Bedingungen, die die KSE mit ihren Gesellschaftern festlegt. So bezieht die KSE **keinen Atomstrom** und keinen Strom von Unternehmen, die mit mehr als zehn Prozent an einem Atomkraftwerk beteiligt sind. Und der gemeinsame Einkauf zahlt sich aus: „Wir sind nicht immer die günstigsten Anbieter, aber in der Regel sind wir unter den drei besten“, sagt Drexler zufrieden.

Jede Kirchengemeinde und jede soziale Einrichtung kann frei entscheiden, ob sie ihren Strom über die KSE oder lieber über einen anderen Anbieter bekommen will. Etwa 98 Prozent der sozialen kirchlichen Einrichtungen und 75 Prozent der evangelischen und katholischen Kirchengemeinden, schätzt Energieexperte Drexler, sind mittlerweile KSE-Kunden. Der Anteil der Kirchengemeinden sei auch deshalb etwas niedriger, weil viele kommunale Anbieter, wie zum Beispiel die Stadtwerke, auf dem Strommarkt aktiv seien und in der Regel eine gute Zusammenarbeit von Kirche und Kommune bestehe, die durch einen Stromanbieterwechsel nicht gestört werden solle.

In Zukunft will die KSE aus Verantwortung gegenüber der Schöpfung **noch stärker als bisher regenerative Energiequellen** nutzen. Das Freiburger Öko-Institut wird das Strom-Konzept dabei wissenschaftlich begleiten. Damit sind die vier Kirchen nicht nur zum Vorreiter in Sachen klimaneutrale Strom- und Erdgasversorgung geworden, sondern beweisen auch: Ökumenische Zusammenarbeit und Klimaschutz zahlen sich auch finanziell aus.

Angelika Hensolt ■



Baum des Jahres 2011

Elsbeerbäume für 500 Brautpaare

Die Landeskirche hat 500 Elsbeerbäumchen an Hochzeitspaare verschenkt. Für die Elsbeere, Baum des Jahres 2011, hat die Landeskirche bereits im Jahr 2009 eine Patenschaft übernommen.

► Die Elsbeere ist eine seltene Wildobstart, die Sonne und Wärme liebt und daher an Waldstandorten mit wärmeliebenden Pflanzengesellschaften und in Weinberglagen heimisch ist. Sie hat aufgrund der Bewirtschaftung der Wälder als Hochwälder kaum Überlebenschancen, da sie hier zu wenig Licht erhält. In Baden-Württemberg ist die Art zwar nicht gefährdet, sie wird jedoch zunehmend seltener. Die Elsbeere hat sehr hartes und edles Holz und kann über 300 Jahre alt werden. Aus ihren Früchten lassen sich leckere Spezialitäten herstellen. Gemeinsam von einem Brautpaar gepflanzt, symbolisiert der Baum den Wunsch nach einer glücklichen gemeinsamen Beziehung.

Für Hochzeitspaare konnte kostenlos ein Bäumchen bestellt werden. Zum gewünschten Zeitpunkt wurde es mit Pflanzanleitung und weiteren Informationen ausgeliefert. Die Aktion wurde von der Stiftung Naturschutzfonds mit Erträgen der Glücksspirale gefördert. Innerhalb weniger Wochen waren alle Bäumchen verteilt. Seit die Landeskirche 2009 eine Patenschaft für die

Elsbeere übernommen hat, haben zudem bereits über 100 Kirchengemeinden aus Württemberg Elsbeeren gepflanzt.

Weitere Informationen: www.hochzeitselsbeere.de



Im Garten von Landesbischof Frank Otfried July startete am 8. Oktober 2009 die Artenschutzaktion für die Elsbeere.

Kirchliche Immobilien

Wie viele Gebäude brauchen die Kirchengemeinden?

Die württembergischen Kirchengemeinden und Kirchenbezirke verfügen insgesamt über rund 6.000 Gebäude, darunter rund 400 staatliche. Bei einer seit Jahren sinkenden Zahl an Gemeindegliedern wird es immer schwieriger, diese Gebäude zu unterhalten und zu bewirtschaften. Hinzu kommt, dass sowohl staatliche als auch kirchliche Zuschüsse für kirchliche Bauvorhaben immer geringer ausfallen. Der kirchliche Eigentümer muss also einspringen.

► Rund ein Drittel dessen, was erforderlich wäre, investieren die Kirchengemeinden durchschnittlich in die Instandhaltung ihrer Gebäude. Das besagt eine Analyse des zuständigen Referates „Bau und Gemeindeaufsicht, Beratung der Kirchengemeinden“ im Evangelischen Oberkirchenrat Stuttgart. Das heißt: Man lebt von der Substanz.

„Erhaltet die Gebäude gut, die ihr braucht und finanzieren könnt, und trennt euch vom Rest“, so fasst der zuständige Referatsleiter, Christian Müller, die Botschaft an die Kirchengemeinden zusammen. Ausführlich formuliert liegen die Empfehlungen im landeskirchlichen Immobilienmanagement vor. „Wobei das Trennen äußerst schwer ist“, schiebt Müller nach. Das besagen seine Erfahrungen und das kann er auch selbst nachfühlen. Weil Gebäude etwas mit Heimat zu tun haben, zumal kirchliche, über viele Jahre genutzte Gebäude, darunter auch Kirchen.

Um ihre Gebäude zu behalten, sind einige Gemeinden durchaus erfinderisch geworden, so zum Beispiel die Evangelische Paul-Gerhardt-Gemeinde Stuttgart. Im Jahr 2006 wurde eine Stiftung ins Leben gerufen. Begonnen hat man mit einem Stiftungskapital von 41.000 Euro, inzwischen ist das Stiftungvermögen auf rund 165.000 Euro angewachsen. Noch können die Erträge nicht den Erhalt der Gebäude garantieren. Den momentanen Wert der Stiftung sieht Pfarrer Jörg Novak denn



Kirche, Begegnungsstätte, Grünanlagen, Kindertageseinrichtungen: die EMAS-zertifizierte Paul-Gerhardt-Kirchengemeinde will das Ensemble für Jung und Alt durch eine Stiftung erhalten.



auch eher qualitativ. „Wir haben eine Basis geschaffen, eine verlässliche Stiftung, die läuft und funktioniert, jetzt warten wir auf größere Vermächtnisse.“

Weniger aus finanziellen als aus praktischen Gründen hat die Evangelische Kirchengemeinde Güglingen im Kirchenbezirk Brackenheim schon vor 35 Jahren ihre **Mauritiuskirche in einen Mehrzweckbau verwandelt**. Die Kirche aus dem 19. Jahrhundert war 1966 durch einen Brand stark renovierungsbedürftig geworden. Über zehn Jahre später konnte man dann eine grundlegende architektonische Neugestaltung in Angriff nehmen: Orgel und Emporen wurden ausgebaut, ebenso Kanzel und Altar, nur die Außenmauern blieben erhalten. Das Kirchenschiff wurde um rund ein Drittel verkürzt und ein Foyer mit Garderobe und Toiletten erhielt Platz. Drei Decken wurden eingezogen und

mehrere vielfältig nutzbare Räume entstanden, vom Gottesdienstraum bis zum Kaminzimmer. Inzwischen hat die umgebaute Kirche eine Renovierung nötig. Kirchengemeinderat und die Gemeindeglieder sind sich einig, diese Aufgabe zu stemmen. „Das Kirchengebäude ist so schön und vielseitig, dass sich das immer lohnt“, sagt Pfarrer Dieter Kern, zumal der Gottesdienst ein Schwerpunkt im Gemeindeleben sei.

Engagement und Erfindungsreichtum in Ehren, aber Kirchengemeinden sollen darauf achten, dass nicht ein großer Teil ihrer Mittel in die Unterhaltung von Gebäuden fließt, die kaum noch gebraucht werden, betont Christian Müller. Das Immobilienmanagement empfiehlt Kirchengemeinden zu fusionieren, um dadurch „überzählige“ Gebäude abstoßen zu können, oder zumindest Gebäude gemeinsam mit anderen

kirchlichen Einrichtungen oder Dritten zu nutzen. Damit Mittel für die inhaltliche Arbeit der Kirchengemeinden frei werden.

Astrid Günther

Umbau der Güglinger Mauritiuskirche

Für die Planung des Umbaus der Mauritiuskirche ging der Güglinger Kirchengemeinderat in Klausur. Aufgabe: „Planen Sie eine Kirche nach Ihren Vorstellungen.“ Verschiedene Vorstellungen zogen sich durch alle Ideen. Der Architekt Heinz Rall, einer der renommiertesten Kirchenbauer des 20. Jahrhunderts in Württemberg, wurde mit der Umsetzung beauftragt. Mitte 1976 begannen die Bauarbeiten. Das Kirchenschiff wurde um etwa ein Drittel gekürzt. Der hintere Teil wurde abgetrennt und durch das Einziehen von drei Decken konnten dort auf vier Etagen alle Wünsche verwirklicht werden: ein Kaminzimmer, ein Unterrichtsraum und ganz oben der flexible Mauritiusaal.



Mauritiuskirche Güglingen: schon seit den 70er-Jahren drei Ebenen unter einem Dach, um unterschiedlichen Formen von Gemeindeveranstaltungen gerecht zu werden.